Nr. 296 — Jahrgang 13 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Dienstag, den 25. Dezember 1928

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 12. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Die Aufgaben des Sachverständigenausschusses

Das Ergebnis der Sechsmächteberatungen — Eine Richtigstellung Deutschlands

Paris. Ueber das Ergebnis der zwischen dem Deutschen Reich und den am Sachverständigenausschusses beteiligten fünf Regierungen geführten Verhandlungen gibt die nachfolgende Veröffentlichung Aufschluß:

Die Regierungen der sechs Mächte haben in Verfolg der Besprechungen, die über die Einsetzung des Sachverständigen-Ausschusses geführt wurden, beschlossen, das folgende Kommunique zu veröffentlichen: Herr Poincaree, Präsident des Ministerrates und Herr von Hoesch, deutscher Botschafter in Paris, haben die Frage der Einsetzung des Sachverständigenausschusses, wie er in dem Genfer Beschluß vom 16. September 1928 über die Regelung des Reparationsproblems vorgesehen ist, geprüft und sind hierüber über folgendes übereingekommen:

1. Es ist im allseitigen Interesse außerordentlich wünschenswert, daß sich außer den Sachverständigen, die von jeder der an dem vorgenannten Genfer Beschluß beteiligten sechs Regierungen zu bestimmen sind, Staatsangehörige der Vereinigten Staaten am Sachverständigenausschuß beteiligen.

2. Der Ausschuß soll nach dem Vorgang des im November 1923 eingesetzten ersten Sachverständigenausschusses aus unabhängigen Sachverständigen bestehen, die internationales Ansehen und Autorität in ihrem eigenen Lande besitzen und die an keinerlei Instruktionen ihrer Regierungen gebunden sind. Die Zahl der Mitglieder soll zwei für jedes Land betragen. Es besteht jedoch Einvernehmen darüber, daß die Sachverständigen Ersatzmänner hinzuziehen können.

3. Der Ausschuß wird sobald wie möglich zusammentreten und zwar vorläufig in Paris. Die endgültige Entscheidung über die Wahl des Tagungsortes bleibt dem Ausschuß vorbehalten.

4. Der Ausschuß wird von den sechs Regierungen entsprechend der vorerwähnten Genfer Vereinbarung vom 16. September 1928 den Auftrag erhalten, Vorschläge für eine vollständige und endgültige Regelung des Reparationsproblems auszuarbeiten. Diese Vorschläge sollen eine Regelung derjenigen Verpflichtungen umfassen, die sich aus dem zwischen Deutschland und den Gläubigermächten bestehenden Verträgen und Abkommen ergeben. Der Ausschuß wird seinen Bericht den an den Genfer Beschluß beteiligten Regierungen sowie der Reparationskommission erstatten.

5. Was die Ernennung der Sachverständigen angeht, so soll in der folgenden Weise verfahren werden: Die Sachverständigen der an dem Genfer Beschluß beteiligten Gläubigermächte werden von den Regierungen dieser Mächte bestimmt und nach dem Belieben dieser Regierungen entweder von ihnen selbst oder von der Reparationskommission ernannt. Die Sachverständigen Deutschlands werden von der deutschen Regierung ernannt. Die sechs beteiligten Regierungen werden in geeigneter Weise feststellen, die die Beteiligung der amerikanischen Sachverständigen am zweckmäßigsten sichergestellt wird.

Der deutsche Standpunkt in der Reparationsfrage

Berlin. Zu dem französischen Kommunique, nach dem die französische Regierung in einem „Aide memoire" vom 30. Oktober den anderen Gläubigerregierungen die Voraussetzungen mitgeteilt hat, von denen ihre Zustimmung zu jeder Reparationsregelung abhänge, und daß dieses Aide memoire auch Deutschland zur Kenntnis gebracht worden ist, wird von zuständiger Stelle mitgeteilt:

„Es ist richtig und in der Oeffentlichkeit bekannt, daß der deutschen Regierung dieses an die übrigen Gläubigerregierungen gerichtete Aide memoire später auch mitgeteilt worden ist. Ebenso ist bekannt, daß die deutsche Regierung ihrerseits in einem Memorandum der französischen Auffassung die deutsche Auffassung gegenüber gestellt hat. Die deutsche Auffassung ist s. Zt. von dem Reichsaußenminister in seiner Reichstagsrede vom 19. November dargelegt worden. Er hat damals der deutschen Regierung volle Entschließungsfreiheit für den Zeitpunkt nach Erstattung des Sachverständigengutachtens ausdrücklich vorbehalten und festgestellt, daß eine wirkliche Lösung der Reparationsfrage nur dann vorliegen könne, wenn sie die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Deutschlands nicht übersteigt, d. h., wenn sie uns die Erfüllung unserer Verpflichtungen dauernd aus eigener Wirtschaftskraft und ohne Gefährdung der Lebenshaltung unseres Volkes ermöglicht. Es ist beabsichtigt, diesen Austausch von Memoranden im Einvernehmen mit den übrigen Regierungen zur gegebenen Zeit zu veröffentlichen."

Deutschlands Vertreter auf der Reparationskonferenz

Dr. Melchior,

der in internationalen Wirtschaftskreisen gut bekannte Hamburger Finanzmann, ist, wie verlautet, neben dem Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht als Vertreter Deutschlands für die bevorstehende Revisionskonferenz in Aussicht genommen.

Macht des Lichtes — Tag des Sieges!

Weihnacht! Festlicher Tag im Jahr! Millionen von Menschen warten auf dich in sehnsüchtiger Erfüllung ihrer Wunsche. Feststimmung ergreift im grauen Alltag selbst jene, die das ganze Jahr hindurch emsig um das bißchen Leben ringen. Aber an die Erlösung glauben nur wenige, wie sie seit Jahrtausenden die christliche Lehre verkündigt. Die Sage erzählt, daß ein Kind geboren wurde, welches die Menschheit erlösen soll. Jahrhunderte sind vergangen, und die Erlösung ist der Menschheit selbst überlassen worden. Die christliche Weihnacht mit ihrem himmlischen Erlösergedanken hat für das klassenbewußte Proletariat ihren Sinn verloren. Die harten Erfahrungstatsachen reden eine andere Sprache und zwischen Theorie und Praxis des Christentums klafft ein großer Gegensatz. Die Kirche tritt ein für „Herren und Knechte". Sie sagt: „Es muß Herrschende und Untertanen geben." Die Kirche duldet das Schlemmerleben menschlicher Drohnen und vertröstet die emsigen, aber armen Arbeitsbienen auf einen legendären Welterlöser und auf ein unwahrscheinliches Jenseits. Die Kirche bricht durch ihre eigene Praxis ihre Lehre. „Du sollst nicht töten, sagt sie, aber immer hat der Pfaff beim Henker gestanden und immer hat die Kirche den Krieg der Herrschenden sanktioniert. Die Kirche hat brave, aufrechte Menschen gemartert und gemordet. Sie hat selbst blutige Kriege geführt, im Namen Gottes, zur Ausbreitung und Festigung ihrer Lehre. Ihre Verkündigung zur Weihnachtszeit: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" ist Heuchelei und blutiger Hohn für die Arbeiterklasse.

Wir Sozialisten haben die Aufgabe, an solchen Festtagen die Wirklichkeit des Scheins zu entkleiden und darauf hinzuweisen, daß es im Zeitalter des modernen Kapitalismus keine Weihenacht gibt. Solange Millionen von Menschen einen harten Daseinskampf führen und in elenden Massenquartieren untergebracht sind, schwangere Frauen an die Maschine gebunden sind, weil der Ernährer nicht genügend verdient, um ausreichend Brot für die Familie zu schaffen, Kinder im bittersten Frost ohne Wäsche und barfüßig sich auf den Straßen bettelnd tummeln, oft Vieh besser als Menschen auf den Arbeitsstätten behandelt wird, gibt es keine Weihnacht für die breiten Massen, die Festesstimmung ist nur ein Rausch der Ruhe, die diese christlichen Feiertage den Kapitalssklaven hin und wieder gönnen. Und „Friede auf Erden" verkündigt man just in dem Momente, wo die Militärbudgets in allen Staaten um Millionen erhöht werden, während man für Arbeitslosenunterstützungen die kümmerlichen Reste noch zu streichen versucht. Während die Preise ungeheuer steigen, bürdet man den breiten Massen neue indirekten Steuern auf damit für fliegende Särge und für Gasbomben und Panzerkreuzer die nötigen Mittel geschaffen werden. Mörderische und gräßliche Mordwerkzeuge werden gefertigt, die Wissenschaft in den Dienst des Massenmordes gestellt, während man den breiten Massen von Frieden predigt, um sie in Gottes Namen zum Massenmord gegen den sich immer findenden Erbfeind vorzubereiten. Und dieselbe Kirche schickt Pfaffen aus, damit sie schon an Kindern diesen Dienst der physischen Vorbereitung für kommende Kriege erfüllen. Das ist das wahre Gesicht des Christentums unserer Tage, welches sich willig in den Dienst der Herrschenden stellt und in allen Ländern Helfer und Träger der Reaktion ist.

Wir Sozialisten hoffen auf keinen Welterlöser im Jenseits, sondern wir wissen, daß wir uns durch solidarisch vereinte Kräfte und geistige Klärung selbst erlösen müssen. Wir wollen uns nicht durch Versprechungen auf ein besseres Jenseits um das heutige Menschsein betrügen lassen. Wir wollen unser Dasein so schön und gut einrichten, daß wir schon auf Erden einen Teil des himmlischen Glücks genießen wollen. Darum ist es unsere Aufgabe dieses Weihnachtsfest mit sozialistischem Geist zu erfüllen, die krassen Gegensätze aufzuzeigen, die Reiche und Arme trennt und den Weg zu weisen, der zur Befreiung führt. Er führt nicht über die Versprechungen der heutigen Träger der politischen Macht und ihrer folgsamen Trabantin, der Kirche, sondern durch Aufklärung und Organisation der Massen zur Vorbereitung der sozialistischen Gesellschaftsordnung. Wir Sozialisten und Marxisten sind uns dessen bewußt, daß es ein schweres Werk ist, welches die Massen erfüllen soll, wenn sie Weihnacht im proletarischen Sinne feiern wollen. Aber es wäre verfehlt, diesen Kampf aufzuschieben, der Kirche ihre Werkzeuge zu belassen. Denn auch Weihnacht ist nichts Kirchliches, sondern den heidnischen Bräuchen angepaßt, die diese wiederum den Naturvorgängen nachgeahmt haben. Nacht war es, und man erwartete sehnsüchtig das Licht und Feuer wurde angezündet, um hinzuweisen, daß aus dem Dunkel hervor der Tag anbricht, das Licht Sieger über die Finsternis werde. Licht aus der Finsternis des Kirchenglaubens wollen wir dem Proletariat bringen, statt nichterfüllter Versprechungen durch Anwendung des Klassenkampfes ihm schon heut das Dasein verbessern helfen. Wir rufen die Massen zur Solidarität, zum gemeinsamen Kampf gegen die heutige Weltordnung auf, die die Menschheit in Arme und Besitzende teilt. Wir wollen die Gleichheit nicht nur in der Arbeit, aber auch die Gleichheit an den Anteilen des Gewinnes, den die breiten Massen schaffen. Das ist die Weihnacht, die wir, im Gegensatz zum besseren Jenseits der Kirche, heute schon anstreben.

Wir Sozialisten sind nicht gekommen, um aufzulösen, sondern aufzubauen, um uralten Menschheitstraum zu erfüllen. Jahrtausende hat die Kirche Gleichberechtigung verkündet, ist aber den Palästen treu geblieben. Wir Sozialisten wollen diese Welt umgestalten und darum erinnern wir an die Versprechungen der Bessergestaltung unserer Lebensbedingungen. Der Kampf ist hart, die Gegner haben noch die stärkste Position in ihrer Hand. Aber dank der sozialistischen Lehre, dank dem Kampf um politische Freiheit haben es die Massen zur Anerkennung als Objekte im Staatsleben gebracht. Vorbei ist die Zeit der Scheiterhaufen, wenn jemand es gewagt, gegen den Irrwahn der Kirche aufzutreten, wenn er es gewagt hat, gegen Kaiser und Reich und seine Missetaten etwas zu sagen. Noch ist der Kampf nicht ausgefochten, weil eben die breiten Massen noch nicht verstehen, daß ihr Befreiungswerk nur auf politischem Wege vollendet werden kann. Ohne politische Macht gibt es keine Beherrschung der Wirtschaft und ohne Beherrschung der Wirtschaft gibt es keine ökonomische Befreiung. Der heutige Staat muß vom Proletariat beherrscht sein und dessen muß man sich auch an den Weihnachtsfesten erinnern, wenn sie nicht nur religiöser Schall verbleiben sollen. Wohl geben wir uns keinen Illusionen hin, daß der Tag des Sieges, der sozialistischen Weltordnung, schon bald nahe ist. Aber wir haben das Vertrauen in die breiten Massen, daß sie wie bisher den Kampf zu Ende führen werden. Jahrzehnte hindurch haben wir um ein bißchen Freiheit auf politischem Gebiet gerungen und wir müssen diesen Kampf auch heut weiter führen. Schon steht das Proletariat in manchen Positionen verankert, kann auf Erfolge in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht zurückblicken, wenn auch heut noch nicht alle Erwartungen erfüllt sind.

Es kann die Zeit kommen, wo wir in Gelassenheit von einem „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" singen können. Aber dieser Tag des Sieges, nach jahrhundertelanger Dunkelheit politischer Unterdrückung, kommt uns nicht als reife Frucht der Erlöserlegende, sondern als Frucht jahrelanger Kämpfe, um die politische Macht. Dessen seien wir uns eingedenk auch an diesem Weihnachtsfeste! Möge am Tage der Sonnenwende das Licht über die Finsternis siegen, der Tag der Erlösung die Einkehr der sozialistischen Weltordnung sein! Das ist unser Weihnachtswunsch!

—U.



Der französische Generalstaatsanwalt Fachot

der seinerzeit im Kolmarer Autonomistenprozeß gegen Ricklin und Rossee die Anklage vertreten hatte, wurde in Paris von einem jungen Elsässer durch drei Revolverschüsse niedergestreckt. Sein Zustand gilt als sehr ernst.

*

Paris. Generalstaatsanwalt Fachot, der auf Vorschlag des Ministerrats am Sonnabend zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt worden ist, zeigt sich trotz seiner schweren Verletzung außerordentlich empfänglich für die Vorgänge in der Außenwelt. So war es möglich, ihm mehrere Zeitungsmeldungen vorzulegen. Fachot zeigte sich über die Verhaftung des Attentäters sehr befriedigt. Die Aerzte erklären, daß man erst in zwei bis drei Tagen ein bestimmtes Urteil über die Heilungsmöglichkeiten fällen könne, doch erfülle die starke Kaltblütigkeit des Generalstaatsanwaltes die ihn behandelnden Aerzte mit Zuversicht.

Zum Schiedsspruch Severings

Essen. Eine Konferenz der Vertreter des Deutschen Metallarbeiterverbandes für den ganzen Bezirk und der beteiligten Freien Gewerkschaften, die am Sonntag in Essen stattfand, hat mit allen gegen eine Stimme eine Entschließung angenommen, in der u. a. heißt: „Die am Sonntag in Essen tagende Konferenz der Vertreter des Deutschen Metallarbeiterverbandes und der übrigen beteiligten Freien Gewerkschaften anerkennt die im Schiedsspruch des Reichsinnenministers festgelegte Lohnerhöhung, Akkordsicherung und Arbeitszeitverkürzung, obwohl eine ganze Reihe berechtigter Wünsche der Arbeiterschaft unberücksichtigt geblieben ist. Die Aussperrungs- und Stillegungswut der Arbeitgeber hat eine gründliche Abfuhr erhalten. Die Konferenz verlangt, daß die Reichsregierung alles tut, um weitere Preissteigerungen zu verhindern, daß sie eine scharfe Kontrolle auf die Kartelle und Syndikate ausübt und energische Maßnahmen trifft zur Schaffung einer staatlichen Kontrolle der Eisenwirtschaft zum Wohle der deutschen Arbeiterschaft und des ganzen deutschen Volkes."

Zur Lage in Afghanistan

London. Nach weiteren Meldungen aus Peschawar ist nach Abschluß der Kämpfe um Kabul die Verbindung der britischen Gesandtschaft in Kabul mit Peschawar wieder hergestellt worden. Man glaubt, daß die offiziellen afghanischen Berichte die Lage zu rosig schildern. Immerhin dürften kaum noch Zweifel sein, daß König Aman Ullah in Kabul selbst den ersten Teil des Kampfes gegen die Rebellen gewonnen hat.

Im östlichen Afghanistan, in der Nähe des Khyber-Passes, ist die Lage dagegen noch kritisch. Der Khurd-Kabul-Paß zwischen Dakka und Dschellalabad wird von feindlichen Stämmen beherrscht.

Eisenkommission in England

London. Am Mittwoch trat im Unterhaus die Exekutive der Arbeiterpartei mit einem Ausschuß der Eisen- und Stahlföderation zusammen, um zur Lage dieser Industrie Stellung zu nehmen. Nach eingehender Beratung erklärte sich die Arbeiterpartei einverstanden, das Ersuchen der Eisen- und Stahlföderation nach sofortiger Einsetzung einer Kommission durch die Regierung zu unterstützen, deren Befugnisse im wesentlichen der der Kohlenkommission unter Herbert Samuel entsprechen dürften.

Die Konferenz des nationalen Vollzugsausschusses der Arbeiterpartei und des Ausschusses des Eisen- und Stahlverbandes (der alle Handelszweige dieser Industrie vertritt) faßte gleichzeitig den Beschluß, Widerstand gegen die Ausdehnung der Industrieschutzzollpolitik auf die Eisen- und Stahlindustrie zu leisten, mindestens so lange, bis von Reichs wegen eine Untersuchung der ganzen Lage der Industrie veranstaltet worden ist.



Der Nachfolger des Reichsgerichtspräsidenten?

Als Nachfolger des Reichsgerichtspräsidenten Simons, der trotz des Vermittlungsversuches des Reichspräsidenten sein Rücktrittsgesuch aufrechterhält, bis zum 1. April aber im Amte bleiben will, wird Kammergerichtspräsident Tigges genannt.

Wechsel im Justizministerium

Meysztowicz zurückgetreten — Car, neuer Justizminister

Warschau. Wie halbamtlich verlautet, ist Justizminister Meysztowicz von seinem Posten zurückgetreten und durch den Vizejustizminister Car ersetzt worden. Dem neuen Justizminister geht als ehemaligem Wahlkommissar der Ruf eines ausgesprochenen Minderheitenfeindes voraus.

*

Der polnische Justizminister Meysztowicz, der in der Regierung Bartel-Pilsudski den konservativen Flügel repräsentierte, ist zurückgetreten. Der Staatspräsident hat Sonnabend mittag gleichzeitig mit der Annahme seines Rücktrittsgesuches die Ernennung des bisherigen Vizeministers Stanislaus Car zum Justizminister vollzogen.

Der neue Minister, der vor dem Kriege als Anwalt tätig war und sich in der Zeit der deutschen Besetzung Kongreßpolens an der Organisation der Anfänge eines selbständigen polnischen Gerichtswesens beteiligte, gehört dem engsten Kreise Pilsudskis an. Er wurde Chef des Zivilkabinetts des Staatspräsidenten, als Pilsudski dieses höchste Staatsamt provisorisch verwaltete. Auch unter zwei späteren Staatspräsidenten der gleichen Richtung hatte er diesen Posten als Verbindungsmann Pilsudskis inne.

Als Vizeminister der Justiz wurde er dann der eigentliche Urheber der durch Ausnahmeverordnung des jetzigen Staatspräsidenten erlassenen neuen polnischen Gerichtsverfassung, die die Unabsetzbarkeit der Richter zur Ermöglichung einer radikalen Personalreform für vorübergehende Zeit aufhebt. Der Sejm hat zwar die Einführung dieses Gesetzes mit Beginn des nächsten Jahres widersprochen.

Die Regierung ist aber, wie durch die Ernennung Cars zum Justizminister nachdrücklich unterstrichen wird, trotzdem dazu entschlossen. Die formelle Möglichkeit dafür hat sie erhalten, nachdem der Senat infolge der Weihnachtsferien nicht mehr dazu kam, dem Sejmbeschluß rechtzeitig zuzustimmen.

Frühere Durchführung der polnischen Justizreform

Warschau. Wie die Agentur Preß zu berichten weiß, soll der neue Justizminister den Beschluß gefaßt haben, das Dekret über die polnische Justizreform bereits am 1. Januar 1929 zur Durchführung zu bringen. Diese Maßnahme steht im Gegensatz zu dem Beschluß des Sejm, nach dem die Verordnung erst Anfang des Jahres 1930 in Kraft treten soll. Der Ministerwechsel ist augenscheinlich darauf zurückzuführen, daß man vom neuen Justizminister Car eine energische Durchführung der Reformpläne auch gegen die Wünsche der oppositionellen Sejmmajorität erwartet.

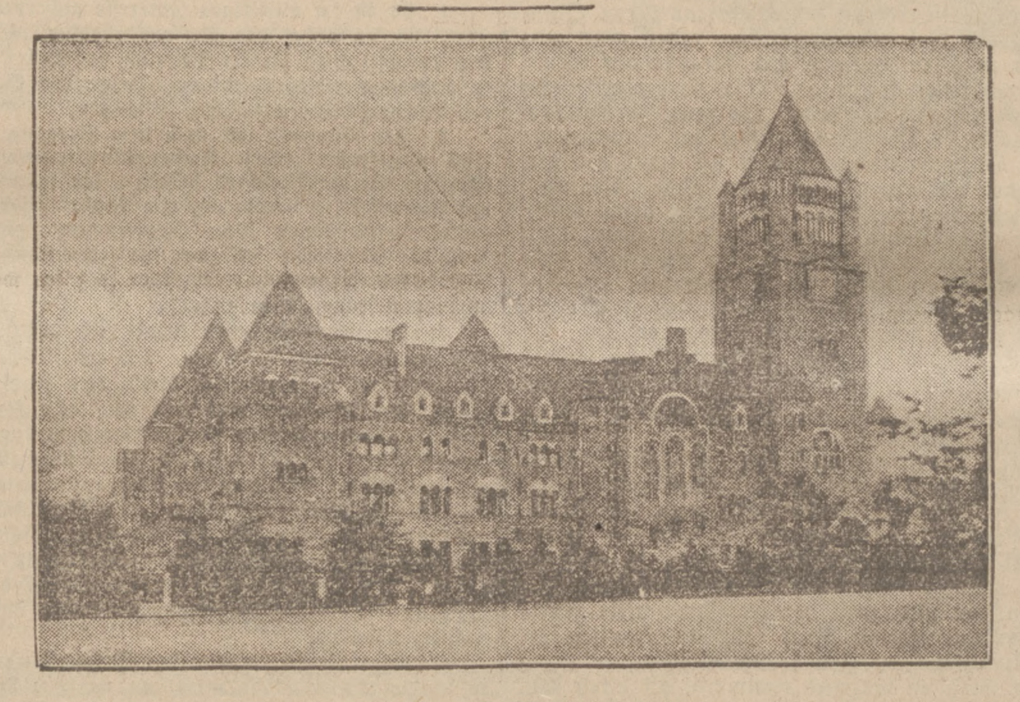
Die polnische Antwort überreicht

Entgegenkommen bei den Handelsvertragsverhandlungen — Alarm der Handelskammer

Warschau. Nach einer Meldung der „Agentur Preß" sollen in der polnischen Antwort an die Reichsregierung die wesentlichsten deutschen Forderungen in bezug auf den Handelsvertrag Berücksichtigung gefunden haben. Man könne daher erwarten, daß die deutschpolnischen Verhandlungen über das Holzabkommen demnächst beginnen dürften.

Eine Resolution der Handelskammer

Warschau. Die Warschauer Handels- und Industriekammer hat in bezug auf die deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen eine Resolution gefaßt, in der es u. a. heißt, daß der Abschluß eines Vertrages mit Deutschland nur dann wünschenswert sei, wenn die Opfer der polnischen Wirtschaft durch neue Ausfuhrmöglichkeiten kompensiert würden. Schon die Zuerkennung der Meistbegünstigung bei gleichzeitiger Abschaffung der Einfuhrbeschränkungen und ohne Herabsetzung der polnischen Zölle werden der deutschen Industrie sehr große Absatzmöglichkeiten in Polen bieten. Eine Grundbedingung für die wirtschaftliche Entwickelung Polens sei der Zollschutz für die Verarbeitungsindustrie. Mit Rücksicht darauf dürfe man nur die Zollermäßigung an Deutschland bewilligen, die mit den Erzeugerorganisationen vereinbart worden seien.



Vor 10 Jahren

am 25. Dezember 1918, wurde Posen durch polnische Truppen besetzt. — Im Bilde: Das Residenzschloß von Posen.

Rotes Rathaus in Oslo

Sozialdemokratische Mehrheit.

Oslo. Die norwegische Arbeiterpartei erzielte bei den Gemeindewahlen in Oslo 42 Mandate, die bürgerlichen Parteien ebensoviel, so daß die Wahl des Vorsitzenden durch das Los zu entscheiden war. Inzwischen ist ein demokratischer Stadtverordneter der Arbeiterpartei als der größten Fraktion beigetreten. Die Arbeiterpartei hat damit die Mehrheit im Osloer Rathaus erlangt.

Amerikas Teilnahme am Reparationskomitee

London. Die Erklärung des amerikanischen Präsidenten Coolidge, daß die Regierung der Vereinigten Staaten eine Einladung der europäischen Mächte auf Teilnahme an den Arbeiten des Reparationskomitees sympathisch erwägen würde, findet nach Washingtoner Gerüchten große Beachtung. Man erblickt in ihr in manchen Kreisen ein Anzeichen dafür, daß die amerikanische Regierung ihre Haltung geändert habe, da Kellogg noch im Oktober auf das deutlichste betonte, daß die stillschweigende Zustimmung zur Teilnahme amerikanischer Sachverständiger in rein privater Eigenschaft das meiste sei, was die anderen Mächte von Amerika erwarten könnten.

Amerikafeindliche Kundgebungen in Mexiko

London. Wie aus Mexiko Stadt gemeldet wird, kam es dort zu amerikafeindlichen Kundgebungen. Eine Gruppe von Männern und Frauen, die Rote Fahnen mit sich führten und die Internationale sang, drang in die Redaktionsräume verschiedener mexikanischer Zeitungen ein und erhob Einspruch gegen den beabsichtigten Besuch Hoovers in Mexiko. Es wurden Rufe laut: „Nieder mit Hoover! Lang lebe Sandino!" Die Gruppe setzte sich zumeist aus Mitgliedern der antiimperialistischen Liga zusammen, die den Zweck verfolgt, dem amerikanischen Imperialismus den Krieg anzusagen und eine Vereinigung der lateinamerikanischen Völker mit der ausgesprochenen Linie gegen Nordamerika zustande zu bringen.

Poincaree — ein Kämpfer für das Frauenstimmrecht

Paris. Auf eine Eingabe der Nationalen Union für Frauenstimmrecht antwortete Ministerpräsident Poincaree, daß er seine Ansicht nicht geändert habe und daß er alles, was von ihm abhänge, tun werde, zugunsten des Frauenstimmrechts.

Mussolinis 32 neue Senatoren

Rom. Durch ein am Sonntag veröffentlichtes Dekret hat der König auf Vorschlag Mussolinis 32 neue Senatoren ernannt. Es handelt sich um die Gruppe, die sich aus den höchsten Militär- und Zivilkreisen zusammensetzt. Unter den Ernannten befinden sich General Bazan, der bisherige Chef des Generalstabes, de Martini, der italienische Botschafter in Washington, de Micheli, der Präsident des internationalen Landwirtschaftsinstitutes in Rom, der ehemalige Unterrichtsminister Fedele, Dr. Gasparini, der bisherige Gouverneur von Erythrea, Professor Milloscovich, Rektor Magnificus der Universität Rom, und der Präfekt von Palermo, der sich um die Bekämpfung der Verbrecherbande Maffia in Sizilien große Verdienste erworben hat.

Große Kälte in Italien

Mailand. Der „Corriere della Sierra" meldet aus Trient, daß dort eine Kälte von Minus 8 Grad herrscht. Aus verschiedenen Orten der Dolomiten werden 16 Grad Kälte gemeldet. Die kleinen Seen in den Dolomiten sind sämtlich zugefroren. Der Schnee erreicht in einzelnen Orten eine Höhe von einem halben Meter. Aus Piacenza meldet das Blatt 7 Grad Kälte, in Görz herrscht seit drei Tagen 8 Grad Kälte. An der ligurischen Riviera steht sogar das Thermometer auf dem Gefrierpunkt. In Bologna mußten mehrere Personen mit Erfrierungserscheinungen ins Krankenhaus gebracht werden. Eine von diesen ist bereits gestorben.

Polnisch-Schlesien

Wir wollen das ändern!

* Die Reichen wissen, wie sie das Christknäblein empfangen sollen. Erst dieser Tage haben wir gesehen, wie sie sich fast totrackern, um genügend Fressanten und andere Dinge für das Fest zusammenzuschleppen. Heute abends gibt es Karpfen und morgen Gänsebraten, dazu Wein und leckere Nebengerichte. Ehe sie sich setzen, beten sie: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast. Amen!" Dabei wissen sie allerdings, daß Jesus sie weder als Gast belästigen wird, noch nötig hat, ihre reichliche Bescherung besonders zu segnen. Zu altem Ueberfluß haben sie neuen angeschafft, um sich das Leben weiter so angenehm wie möglich zu machen. Am strahlenden Lichterbaum sitzt das wohlsituierende Elternpaar, und in frommen, langgezogenen Tönen singt man die alten Weihnachtslieder, die schon wochenlang mit den Kindern eingeübt wurden, das Lied vom Tannenbaum mit den grünen Blättern, von der stillen Nacht und von der Ros', die entsprungen ist. Ja, das ist eine selige Weihnachtszeit! Und während Vater dann den schmalzigen Festartikel der Bürgerlichen Presse liest und Mutter den Grog bereiten läßt, beschäftigt sich Ursula mit ihrer mechanischen Riesenpuppe, und Horst, der Hosenmatz der Familie, prüft Trommeln, Pfeifen und Gewehr und das ganze Kriegsheer, womit das Christkind ihn für den Frieden auf Erden ausgerüstet hat. Wenn dann am Sonntagmorgen die Glocken feierlich bammeln, schreitet man in dem neuen Pelz und angetan mit der neuen Garnitur zur Kirche, um dem Herrgott nochmals für alles Gute, einschließlich des daheim in der Pfanne liegenden Bratens, zu danken. Nach dem Fest verwandelt sich das Gemüt allerdings wieder sehr rasch in Geiz und Habgier, um mit Treu' und Redlichkeit den lieben Mitmenschen das Fell über die Ohren zu ziehen, und fleißige Hände um den gerechten Lohn für ihre Arbeit zu betrügen.

Wenn so die Reichen wissen, was sie dem heiligen Christ verdanken und schuldig sind, sieht armer Leute Weihnachten ganz anders aus. Wo bei voller Arbeit der Lohn kaum zum Leben reicht, wo der Ernährer der Familie durch Monate, vielleicht durch Jahre ohne Arbeit war, lohnt es sich nicht, den Herrn Jesus mit frommen Worten zu Gaste zu laden. Es lohnt sich auch nicht, ihm für irgendetwas zu danken. Dummes Frommentum ist überhaupt nicht für arme Leute. In pietätvoller Erinnerung an Weihnachten im Elternhause putzen heute viele zwar den eigenen Kindern auch noch einen Lichterbaum, aber man will damit nicht Christi Geburt, sondern heidnische Sonnenwende feiern. Doch ein Ideal ist das auch nicht. Was wir brauchen, um unsern Geist zu erwärmen, ist kein heidnisches Feuer im finsteren Walde, und kein Kerzenlicht in mittelalterlich dunkler Stube, sondern der Sozialismus weist auf andere Ideale. Alles, was Menschengeist und Arbeit hervorgebracht haben, und täglich neu hervorbringen, soll allen zugänglich sein. Ein paar elektrische Glühbirnen könnten jede Wohnung das ganze Jahr heller erleuchten, als der „Stern von Bethlehem"; oder der Christbaum an einem Abend. Wie wenig gehört dazu, und wie leicht ließen sich auch andere Vorteile der modernen Technik dem gesamten Volke dienstbar machen, wenn die Produktionsmittel im Besitz der Allgemeinheit wären und nicht in den Händen von wenig Begüterten! Tausende von arbeitswilligen Händen läßt die göttliche Weltordnung der Kapitalisten durch Jahre nicht zur Arbeit kommen, obwohl ein ungeheurer Mangel an Gebrauchsgütern im größten Teile der Bevölkerung vorhanden ist. Uns nutzen die Ideale der Vergangenheit gar nichts, die christlichen nicht und die heidnischen auch nicht. Wir brauchen weder Erlösung von Sünden, noch Erlösung vom Winter, sondern Erlösung vom Kapitalismus! Der Winter ist viel zu schön, als daß wir vor Sehnsucht nach dem Frühling schier vergehen müßten, nur gehört eben zum Winter allerlei, das wir nicht haben und uns erst erobern müssen.

Alle fromme Tünche vermag auch Weihnachten die Klassengegensätze nicht zu überbrücken. Das Leid der Arbeiterklasse tritt in diesen Wintertagen vielmehr noch krasser hervor, als zu jeder anderen Zeit. Wir wollen das ändern! Die Mittel hierzu wissen wir, sie liegen in gewerkschaftlicher und wirtschaftlicher Organisation der Arbeiterklasse, bei gleichzeitiger Eroberung der Staatsmacht durch die Sozialdemokratie.

Unsere Fettversorgung

Unsere engere Heimat wurde einem landwirtschaftlichen Staate einverleibt, der aber nicht in der Lage ist, unsere Bevölkerung aus eigenen Mitteln mit Fett zu versorgen. Wir müssen Speck und Schweinefett aus dem Auslande beziehen. Das bezieht sich ebenfalls auf die Margarine, die aus der Freistadt Danzig bezogen wird, weil der inländische Markt zu wenig Margarine bietet. Die Butterpreise sind bei uns so hoch, daß die Butter zum Luxusartikel geworden ist. Kostet doch bereits ein Kilogramm Butter bei uns 10 Zloty und kommt als Konsumartikel bei den schlesischen Arbeitern nicht mehr in Frage.

Die Grabski-Regierung hat nach dem Sturz des polnischen Zloty für alle ausländischen Konsumartikel die sogenannte Reglementation eingeführt. Das Einfuhrquantum wurde bis auf ein Minimum herabgedrückt und dann auf die einzelnen Wojewodschaften aufgeteilt. Dabei schnitt Polnisch-Schlesien am schlechtesten ab, da es mit einem ganz geringen Fettquantum bedacht wurde. Das amerikanische Schweinefett, das bei uns ein Massenkonsumartikel ist, verschwand durch diese Maßnahme der Regierung fast gänzlich vom schlesischen Markte. Die Preise gingen rapid in die Höhe und das Fett ist aus einem Massenkonsumartikel zum Luxusgegenstand geworden. Noch im Jahre 1927, als die Reglementation für den amerikanischen Speck und das Fett etwas gelockert, aber dennoch die Einfuhr von Fetten gedrosselt wurde, betrug die Speckeinfuhr 1 700 000 Kilogramm und kostete 4 613 000 Zloty. Die Schmalzeinfuhr betrug damals 10 Millionen Kilogramm für 29 658 000 Zloty. Im Jahre 1928 wurden in den ersten 10 Monaten 5 Millionen Kilogramm Speck für 13 075 000 Zloty und 19 Millionen Kilogramm Schmalz für 47 476 000 Zloty eingeführt. Die Ursache ist darin zu suchen, daß die Regierung im Jahre 1928 die Zollsätze um weitere 50 Groschen pro Kilogramm erhöhte, dafür aber die Einfuhrvorschriften für Speck und Schmalz etwas mehr lockerte. Nach der letzten Erhöhung der Zollsätze für Speck und Schweinefett beträgt der Zollsatz für Fette 8,50 Zloty für 100 Kilogramm. Das ist der beste Beweis dafür, daß nicht nur in Polnisch-Schlesien, aber überhaupt in ganz Polen, die Industriebevölkerung von ausländischen Fetten lebt.

Die polnischen Agrarier laufen gegen die Fetteinfuhr Sturm und verlangen die Schließung der Grenzen für ausländische Fette. Die passive Handelsbilanz muß hier herhalten, hinter welcher die Interessen der Agrarier verschanzt werden. Angeblich sollen wir genügend inländische Fette haben. Nach den Angaben der Agrarier kann Polen noch weitere 700 000 Schweine ausführen, und dies soll den Beweis erbringen, daß wir im Inlande genügend Fette haben. Wir brauchen kaum besonders darauf hinzuweisen, daß die Grenzsperre für Auslandsfette direkt ein Unglück für unsere Industriebevölkerung wäre. Dagegen muß auf das entschiedenste protestiert werden.

Die erste legale Parteiversammlung in Kattowitz

Im Juni 1902 war es, als sich die deutsche sozialdemokratische Parteileitung unter Führung des Genossen Dr. Winter in Beuthen entschlossen hat, in Kattowitz eine legale, nach dem damaligen preußischen Vereins- und Versammlungsrecht, Parteiversammlung einzuberufen. Gewiß haben schon früher Zusammenkünfte von Parteigenossen stattgefunden, doch liefen die Genossen Gefahr, wegen Geheimbündelei vor das Gericht gezerrt und verurteilt zu werden. Einen Geheimbündeleiprozeß zu riskieren, war kaum ratsam, da man der Gefahr ausgesetzt war, auf mehrere Wochen hinter die „schwedischen Gardinen" gesteckt zu werden. Das Bespitzeln der Genossen in der angeführten Zeit war etwas Alltägliches und kaum, daß sich einige Sozialisten zusammenfanden, da war auch die Polizei zur Stelle und „löste auch sofort die Versammlung auf". Die Teilnehmer mußten sich gewöhnlich auf das Polizeikommissariat bemühen und wurden einem peinlichen Verhör unterzogen.

Nach dem alten preußischen Vereins- und Versammlungsgesetz konnten sozialdemokratische Parteiversammlungen legal abgehalten werden, falls sie mindestens 3 Tage vorher angemeldet und von der Polizei nicht verboten wurden. Selbstverständlich machte die Polizei in Oberschlesien die erdenklichsten Schwierigkeiten und um Gründe, die ein Verbot rechtfertigten, war sie nie verlegen. Irgendwo bei Oppeln war vor 6 Monaten die Masernkrankheit ausgebrochen oder es war ein Ruhrkrankheitsfall in Schwarzwald vorgekommen, und falls in Oberschlesien alles gesund war, so herrschte wieder in dem benachbarten Russisch-Polen die Cholera- oder die Pockenseuche, die dort nie aussterben wollte, und das war so der Grund gewesen, eine sozialistische Parteiversammlung in Kattowitz zu verbieten.

Die fragliche Parteiversammlung in Kattowitz, von der hier die Rede ist, war vorhin bereits dreimal aus obigen Gründen verboten gewesen, aber Genosse Dr. Winter ließ nicht locker, ging mit seinem Antrag alle möglichen Instanzen durch, bis es ihm schließlich doch gelang — allerdings mit dreimonatlicher Verspätung — die polizeiliche Genehmigung zur Abhaltung der Parteiversammlung zu erlangen.

In der Mühlstraße, neben dem jetzigen „Trocadero", befand sich ein kleines Schanklokal mit einem kleinen Gastzimmer dahinter, das meistens von Maurern und Zimmerern besucht war, und dieses Lokal war als der Versammlungsort ausersehen worden. Durch einen Organisationsboten wurden die Genossen von der bevorstehenden Parteiversammlung verständigt und gleichzeitig wurde verkündet, daß als Referent Genosse Dr. Winter aus Beuthen zu der Versammlung erscheinen wird.

Es war ein schöner Sommertag gewesen, an welchem die Versammlung abgehalten werden sollte. Ich gehörte damals der P. P. S. an, habe mich aber für die erste legale sozialdemokratische Parteiversammlung in Kattowitz lebhaft interessiert und beschloß, sie zu besuchen. Von Dr. Winter wurde in Parteikreisen viel gesprochen, aber persönlich kannte ich ihn nicht und wollte gerade diese Gelegenheit wahrnehmen, Dr. Winter kennen zu lernen. Er erhielt erst vor kurzem 2 Monate Gefängnis wegen angeblicher Geheimbündelei und das alles war geeignet, ihn in meiner Achtung zu heben.

Die Versammlung war für 6½ Uhr nachmittags anberaumt gewesen; ich fand mich dort bereits um 6 Uhr ein. Vor dem Lokal standen zwei uniformierte Polizeibeamte, die mich scharf ins Auge faßten und vom Zeh bis zum Scheitel maßen. Auf der anderen Seite der Straße spazierte mit einem Herrn in Zivil der Polizeiinspektor Weychert in Uniform. Im Lokal selbst saß am Eingang ein Maurer im Arbeitsanzug und an einem anderen Tisch zwei beleibte Herren, die sich im Flüsterton unterhielten und meine Wenigkeit mit interessanten Mienen musterten. Später erst habe ich wahrgenommen, daß das zwei Kriminalbeamte waren, die die „legale" Versammlung überwachen sollten. Dem Gastwirt konnte man eine Aufregung direkt vom Gesicht ablesen; doch herrschte in dem Lokal Ruhe, die nur von Zeit zu Zeit durch die Flüstertöne der Beiden unterbrochen wurde.

Es mag gegen 10 Minuten gedauert haben, als neue Gäste in das kleine Schanklokal eintraten. Vier Maurer waren es gewesen, die sich sofort zu dem einsam dasitzenden Maurer setzten und Bier bestellten. Die Unterhaltung der Maurer war gedämpft und hörte bald ganz auf. Nach einer Weile kamen drei Metallarbeiter herein und gegen einhalb sieben Uhr einige Zimmerleute. Es stand fest, daß alle diese Arbeiter die Versammlung besuchen wollten. Bergarbeiter sah man unter ihnen nicht, worauf wir ja gefaßt waren. Die Polizei arbeitete damals mit den Industrieverwaltungen Hand in Hand und jeder Bergmann bezw. Hüttenarbeiter, der als Sozialist bekannt war, wurde bei der Verwaltung denunziert und kam auf die „schwarze Liste". Ein unauffälliges Zeichen in seinen Papieren genügte und der Arbeiter fand Arbeit in Westfalen, nicht in Oberschlesien. Unter den 13 Versammlungsbesuchern, die sich da zu der ersten sozialistischen Versammlung einfanden, gehörten 10 dem Maurer- bezw. Zimmererberufe an und 3 waren Metallarbeiter von der Marthahütte, die erst unlängst aus Breslau nach Kattowitz kamen. Die Maurer waren auch meistens auswärtige Gäste, die ja sonst damals die Kerntruppe des Sozialismus bildeten.

Da ging plötzlich die Tür auf und herein trat ein mittelgroßer, etwas untersetzter Herr mit schwarzem Schnurrbart. Wie auf ein Kommando erhoben wir uns alle von unseren Sitzen, nur die beiden beleibten Spitzel blieben sitzen. Der Eintretende war Genosse Dr. Winter, Einberufer und Referent der ersten legalen sozialistischen Parteiversammlung in Kattowitz. Dr. Winter grüßte alle und reichte uns die Hand. Er wunderte sich, warum wir im Schanklokal, und nicht im Gastzimmer, wo die Versammlung abgehalten werden sollte, sitzen. Als er die Tür zum Gastzimmer öffnen wollte, war sie verschlossen und der Schlüssel steckte nicht im Schloß. Er ersuchte den Gastwirt, das Zimmer zu öffnen. Dieser tat aber sehr geschäftig und schien das Ersuchen überhört zu haben. Dr. Winter wiederholte sein Anliegen, aber auch diesmal ohne Erfolg. Der Gastwirt verlor plötzlich die Sprache. Da überschauten wir gleich die Situation und wußten schon, was los sei. Die Polizei konnte die Versammlung nicht verbieten, weil keine Seuche in Oberschlesien herrschte. Alles war in Oberschlesien kerngesund gewesen und konnte nicht einmal eine Hundesperre vorgeschützt werden, weil selbst die Vierbeiner damals gesund waren. Dr. Winter ermahnte mehrmals den stummen Gastwirt vergebens, dem die Polizei mit Konzessionsentziehung gedroht hat, falls er den Sozialdemokraten sein Lokal zu einer Sitzung geben sollte. Aus Angst versperrte er das Gastzimmer und spielte dann den Taubstummen.

In das Lokal traten jetzt zwei uniformierte Polizeibeamte herein, zu denen sich auch sofort die beiden Herren in Zivil gesellten und sich gegenseitig ansprachen. Ein uniformierter Polizeibeamter wandte sich dann zu uns und „erklärte die Versammlung für aufgelöst".

Wir verließen das ungastliche Lokal und besprachen den Vorfall auf der Straße. Da trat aber ein Polizist auf uns zu, hob die Rechte in die Höhe und sagte: „Im Namen des Gesetzes löse ich die Versammlung auf".

So hat die erste „legale" sozialdemokratische Parteiversammlung in Kattowitz geendet, die zwar nicht abgehalten, aber zweimal aufgelöst wurde.

wa.

Das Finanzamt Myslowitz pfändet auch vor dem Weihnachtsabend

Daß das Finanzamt in Myslowitz mit den Pfändungen nicht zaghaft umgeht und auch darin kein Erbarmen kennt, ist wohl unter den Myslowitzer Kaufleuten allzugut bekannt, da gerade in Myslowitz die Pfändungen im großen Umfange auf der Tagesordnung stehen. Mächtig denn je, tritt daher der Weihnachtswunsch unter den Kaufleuten auf, wenigstens in den Weihnachtsfeiertagen von Pfändungen verschont zu bleiben. Allein, auch hier findet die „liebe Seele keine Ruh'." Es wird also doch noch vor dem Weihnachtsabend gepfändet. Der Schlag trifft allerdings umso schwerer, da in dieser Zeit, die einzig beste Verdienstmöglichkeit vorhanden ist. Und von einem solchen schweren Schlage getroffen ist u. a. die Fischhändlerin W. aus Myslowitz, der man die Fische vom Stande gepfändet hatte und ebenso die Putzmacherin St., der man aus dem Geschäft die Damenhütte pfändete. Die Verbitterung der Kaufmannschaft gegen den hiesigen Finanzleiter wächst von Tag zu Tag, da das Bitten der Kaufmannschaft zu keinem Erfolge führt. Da nützt kein Bitten und kein Flehen, du armer Mensch, du mußt betteln gehen. Ein trauriges Weihnachtsfest für die, welche von derartigen Schlägen getroffen werden.

h.

Kattowitz und Umgebung

Kursus für Hufbeschlagschmiede. Seitens der Landwirtschaftskammer in Kattowitz werden die näheren Bedingungen für die Teilnahme an dem Hufbeschlagkursus, welcher in der Zeit vom 15. Januar bis 15. März n. Js. in der staatlichen Gestütanstalt in Drogomysl, Krs. Bielitz, abgehalten wird, bekanntgegeben. Zugelassen werden Schmiedemeister und Gesellen. Es erfolgt eine Ausbildung in praktischer und theoretischer Hinsicht. Die Anmeldungen müssen bis spätestens zum 3. Januar n. Js. bei der schlesischen Landwirtschaftskammer in Kattowitz, ulica Plebiscytowa 1 oder aber bei der staatlichen Gestütanstalt direkt vorgenommen werden. Im letzteren Falle sind die Anträge auf Zulassung an die „Hufbeschlagschule der schlesischen Landwirtschaftskammer bei der staatlichen Gestütanstalt in Drogomysl, powiat Bielsko" zu richten. Den Gesuchen sind beizufügen ein eigenhändig geschriebener Lebenslauf, eine beglaubigte Abschrift des Gesellenbriefes, ein Antrag auf Zulassung zur Hufbeschlagprüfung, ein Führungszeugnis und eine Bescheinigung über die polnische Staatszugehörigkeit. Während der Zeit, in welcher der Kursus abgehalten wird, müssen die Kursusteilnehmer für ihre Verpflegung selbst Sorge tragen. Notwendig sind für die Teilnahme am Kursus eine eigene Lederschürze, ein Hufbeschlaghammer, ein englisches Hufmesser, ein Aushöhlhammer und das Handlehrbuch. Die Gebühr beträgt 15 Zloty. Kursusteilnehmer, die nicht innerhalb der Wojewodschaft Schlesien wohnhaft sind, haben überdies einen Zuschlag von 25 Prozent zu entrichten. Im Anschluß an den abgehaltenen Kursus werden darauffolgend die Meister- bezw. Gesellenprüfungen im Hufbeschlaggewerbe vorgenommen.

Vom Arbeitsnachweisamt. Nach einer beim Arbeitsnachweisamt in Kattowitz vorliegenden Statistik wurden in der letzten Berichtswoche 590 Arbeitslose registriert. Geführt worden sind: 35 Bergarbeiter, 8 Hüttenarbeiter, 15 Metallarbeiter, 46 Bauarbeiter, 20 Beschäftigungslose aus der Holzbranche, 3 aus der Papierindustrie, 29 qualifizierte, 333 nichtqualifizierte Arbeitslose und 101 beschäftigungslose Kopfarbeiter. Eine wöchentliche Unterstützung gelangte an 337 Erwerbslose zur Auszahlung.

Die Arbeitslosen im Landkreis. Nach einer vorliegenden Statistik des Bezirksarbeitsvermittlungsamtes in Kattowitz war in der letzten Berichtswoche ein Abgang von 174, dagegen ein Zugang von 399 Arbeitslosen zu verzeichnen. Demnach betrug am Ende der Berichtswoche die Erwerbslosenziffer 4567 Personen. Geführt wurden: In Myslowitz 405, Brzezinka 236, Bielschowitz 322, Chorzow 240, Siemianowitz 476, Neudorf 687, Kochlowitz 176, Rosdzin 286, Schoppinitz 275, Janow 284, Hohenlohehütte 65, sowie in den kleineren Ortschaften 1115 Erwerbslose. Eine wöchentliche Arbeitslosenunterstützung erhielten 1411 Beschäftigungslose, während eine einmalige Beihilfe in Höhe von 15 bis 30 Zloty an 328 Arbeitslose zur Auszahlung gelangte.

Teilnahme an der Landesausstellung Posen. Auf einer Sitzung der Vertreter der schlesischen Stadt- und Landgemeinden in Kattowitz wurde eine Vereinbarung mit der schlesischen Vereinigung für Ausstellungspropaganda endgültig angenommen, laut welcher die erforderlichen technischen Vorbereitungen für die Ausstellung in die Wege geleitet werden sollen. Näheres wurde auch bezüglich eines Propagandafilms während der Posener Ausstellung besprochen. Auf der Sitzung behandelte man ferner das Programm, laut welchem die Ausstellung der Exponate vor sich gehen wird.

Bergmannstod. Bei Ausführung seiner Arbeiten ist der Arbeiter Stanislaus Szczypa auf der Grubenanlage „Polska“ in Eichenau tödlich verunglückt.

Verlierer können sich melden. Nachstehende Gegenstände können beim Magistrat in Kattowitz, ulica Mlynska 4 (städt. Fundbüro) abgeholt werden: 1 Herrenuhr, 1 Damentäschchen, 1 lederne Aktentasche, 1 Herrenhemd, sowie kleinere Geldbeträge.

Beigelegte Lohnstreitigkeiten. Die Lohndifferenzen der Zmieliner Steinbrucharbeiter dürften beigelegt sein, nachdem auf Grund der Vorstellungen des Arbeitsinspektors am vergangenen Freitag ein Teil der vorenthaltenen Lohngelder zur Auszahlung gelangt ist. Demnächst will die Steinbruchverwaltung die weiteren Löhne auszahlen. Alle diejenigen Arbeiter, welche bei den eintretenden Arbeiterreduzierungen mitbetroffen werden, die infolge mangelnder Beschäftigungsmöglichkeit im Winter sich als notwendig erweisen, werden für jeden Fall zuerst abgefunden.

Aufnahme des Autoexpreßverkehrs. Auf der Linie Kattowitz—Schoppinitz—Sosnowitz ist von der Schlesisch-Dombrowaer Kleinbahngesellschaft der Autoexpreßverkehr aufgenommen worden, welcher alle 2 Stunden vor sich geht. Die Abfahrt von Kattowitz nach Sosnowitz erfolgt früh um 7 Uhr in der Zeit bis 9 Uhr abends von der ulica Teatralna; ab Sosnowitz früh ½9 Uhr bis einschließlich ½11 Uhr abends. Die weitere Abfahrt über Radocha nach Myslowitz erfolgt vom Bahnhof Sosnowitz um 7.40 Uhr früh bis 9.40 Uhr abends, dagegen Abfahrt von Myslowitz (Bahnhof) ab 8 Uhr früh bis 1 Uhr abends.

Aus dem Feuerwehrwesen. Der Wojewodschaftsfeuerwehrverband hält am Sonnabend, den 29. d. Mts., nachmittags 5 Uhr im Sitzungssaal der städtischen Berufsfeuerwehr in Kattowitz eine Vorstandssitzung ab. Beraten werden soll u. a. über die Annahme des Budgets für das Rechnungsjahr 1929-30.

Von der städtischen Eis- und Rodelbahn. Nach Beendigung verschiedener Vorarbeiten, welche sich als unbedingt notwendig erwiesen haben, hat der Magistrat die städtische Rodelbahn im Südpark nunmehr für den Betrieb freigegeben. Ferner ist die dortige Eisbahn am vergangenen Sonnabend erstmalig für die Benutzung freigegeben worden.

Hinter verschlossenen Türen. Vor der 2. Strafkammer des Landgerichts in Kattowitz hatte sich am vergangenen Freitag der Fabrikangestellte Ernst D. aus Neudorf zu verantworten. Der Angeklagte wurde beschuldigt, im Jahre 1926 die minderjährige Janina N. aus Neudorf vergewaltigt zu haben. Später ist durch die Eltern des Mädchens gegen den D. Anzeige erstattet worden. Nach der gerichtlichen Beweisaufnahme wurde der Beklagte für schuldig erkannt und für diese Straftat zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr verurteilt.

3 Monate Gefängnis für einen Fahrraddiebstahl. Am vergangenen Sonnabend hatte sich vor der 3. Strafkammer des Landgerichts in Kattowitz der Schlosser Josef Galyga aus Schoppinitz zu verantworten. Der Angeklagte wurde beschuldigt, im Monat Oktober in Myslowitz ein Herrenfahrrad gestohlen zu haben, welches er im dortigen Schlafhaus versteckte. Das Fahrrad ist später aufgefunden und gegen den Dieb Anzeige erstattet worden. Vor Gericht leugnete der Beklagte eine Schuld ab, konnte jedoch durch Zeugenaussagen überführt werden. Nach der gerichtlichen Beweisaufnahme wurde G. zu einer Gefängnisstrafe von 3 Monaten verurteilt.

Königshütte und Umgebung

„Fröhliche Weihnachten“, aber für wen?

Wie alljährlich, so gilt es auch in diesem Jahre der christlichen Lehre nach, Weihnachten zu feiern. In allen Lesarten wird das „Fröhliche Weihnachten“ und „Friede den Menschen“ in den Vordergrund gestellt, doch wird dem in den seltesten Fällen zur Wirklichkeit verholfen. Oder glaubt man etwa schon damit genug getan zu haben, wenn man den Arbeitslosen, Ortsarmen, Invaliden, Witwen und Waisen eine Unterstützung von 20 und weniger Zloty gibt, während eine andere Kaste von Menschen hunderte, ja vielleicht tausende von Zloty einheimst, um dem Begriff „Fröhliche Weihnachten“ Rechnung zu tragen. Während die erste Kategorie von Menschen, sich trotz der „fürstlichen“ Unterstützung nichts besonderes, daß „Fröhliche Weihnachten“ nahkommt, leisten können, weil sie andere wichtige Bedarfsartikel dafür anschaffen müssen, schwelgen die anderen im Ueberfluß an allem was das Herz begehrt, denn man hat ja das dazu notwendige Geld umsonst erhalten. Preise beim Einkauf spielen dabei keine Rolle, man kann sichs ja leisten. Beobachtet man dieses Schauspiel, überall dasselbe, dazu gab es auch Weihnachtsgratifikationen.

Und die Kehrseite der Medaille? Seht euch die Arbeiterschaft in Grube und Hütte an. Trotzdem sie die Produktion schaffen und Millionen dem Kapital einbringen, erhalten nichts, ja man ist so hartherzig und gibt nicht einmal diesen bedürftigen Familienvätern einen Vorschuß auf ihren schon verdienten, stehenden Lohn. Kann eine derartige Handhabung „Friede den Menschen“ und „Fröhliche Weihnachten“ in den Arbeiterfamilien bringen? Darum „feiert“ auch die Arbeiterschaft Weihnachten mit sehr gemischten Gefühlen und grollt im Innern über die Heuchelei der heutigen Gesellschaftsordnung, die nur auf Lug und Trug aufgebaut ist, und nur die höchste Potenz der Ausbeutung kennt. Oder soll dieses verschiedene Traktieren der Menschheit bezw. der Arbeiterschaft auch auf die göttliche Weltordnung zurückzuführen sein? Nachdem die Arbeiterschaft alljährlich, und immer wieder bei allen anderen Gelegenheiten die Bewertung als Menschen zweiter Klasse erleben muß, so kann es für sie keinen anderen Weg zum Beschreiten haben, als einen engen Zusammenschluß in den sozialistischen Parteien und Klassenkampfgewerkschaften zu vollziehen, um dann wirklich einmal „Fröhliche Weihnachten“ nach einer Art begehen zu können.

Weihnachtsfeier der Arbeiterwohlfahrt.

Die Frauengruppe Arbeiter-Wohlfahrt veranstaltet am 25. Dezember (1. Feiertag), nachmittags 5 Uhr, im großen Saale des Volkshauses ihre diesjährige Weihnachtsfeier. Es ist hierfür ein besonders reichhaltiges Programm vorgesehen, das lediglich von den Kinderfreunden bestritten wird, und um dessen Willen wir alle unsere Partei- und Gewerkschaftsmitglieder herzlichst einladen. Eintrittskarten sind im Vorverkauf im Büro des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, ul. 3-go Maja 6, Zimmer 3, zuhaben.

Weihnachtsaufführungen im deutschen Theater. Der zweite Weihnachtsfeiertag bringt nachmittags 3,30 Uhr das Weihnachtsmärchen „Peterchens Mondfahrt“ mit Musik und Tänzen und abends 8 Uhr das Lustspiel „Arm wie eine Kirchenmaus“. Die Abendvorstellung dauert bis 10 Uhr, so daß die Auswärtigen Gelegenheit haben die Straßenbahnen zu benutzen. Die Theaterkasse ist Montag geschlossen, am 1. Feiertag von 11—13 und am 2. Feiertag von 11 Uhr ab geöffnet. Telephonische Bestellungen werden unter Nr. 150 entgegengenommen.

Die Einführung der Arbeiteraufsicht

Durch Verordnung des Staatspräsidenten der Republik Polen ist am 14. Juli 1927 das Gesetz über die Arbeitsaufsicht in Kraft getreten. Da Polnisch-Oberschlesien seine Autonomie hat, lautet der Artikel 39 des Gesetzes für die Inkrafttretung:

„Nach Genehmigung durch den Schlesischen Sejm und nach einer 6monatlichen Karrenzzeit erhält dieses Gesetz ebenfalls Rechtskraft für Polnisch-Oberschlesien. Der Schlesische Sejm hat auf Antrag der Sozialdemokratie im Monat Juni 1928 den Beschluß gefaßt, das Gesetz über Arbeitsaufsicht auf die Wojewodschaft Schlesien auszudehnen. Somit ist mit dem 1. November cr. das Gesetz über Gewerbeinspektoren durch das Gesetz der Arbeitsaufsicht abgelöst.

Die Arbeitsaufsicht hat gegenüber den Gewerbeinspektoren erhebliche Vorteile, die in der heute entwickelten Zeit eine unbedingte Notwendigkeit sind. Das Gesetz spricht im Artikel 2 über das Tätigkeitsgebiet, „sämtliche Betriebe im

Bereich sowie auch Unternehmen, wo Lohnarbeit zur Anwendung kommt, ferner die Fachschulen, Gefangenen-Betriebe, welche mit mechanischem Antrieb Maschinen besitzen, sowie auch Staatsbahnen wo Privatunternehmer beschäftigt sind, unterliegen der Arbeitsaufsicht. Der Artikel 3 spricht über die Pflichten der Arbeitsaufsicht“. So sind Rechtsvorschriften über Arbeiterschutz insbesondere über Schutz von Leben und Gesundheit und Kräften der Arbeiter, über die Beobachtung der guten Seiten in den Arbeitsverhältnissen, den Arbeitsvertrag, Sammelverträge, Arbeitsordnung, Arbeitszeit, Feiertag, Beurlaubungen, Arbeit minderjähriger sowie die allgemeine und Fachausbildung der Minderjährigen, Frauenarbeit und die Vertretung der Arbeiter und deren Befugnisse wie auch Heimarbeit zu beaufsichtigen. Weiter unterliegen auch die Gruben der Arbeitsaufsicht, mit Ausnahme der Untertagetätigkeit, welche den Bergwerksgesetzen überlassen blieb.

Gleichzeitig damit, sieht der Artikel 4 noch weitere Befugnisse vor. Aus dem Titel 7 der Gewerbeordnung des deutschen Reichs im Wortlaut der Novelle vom 27. 12. 1911 (Reichsgesetzblatt 1912 S. 139) mit Ausnahme der Verhältnisse der Lehrlinge und dem Meistertitel regelnden Vorschriften. Das Gesetz über die Heimarbeit vom 20. 12. 1911 (Reichsgesetzblatt S. 976). Aus dem Teil 3 und dem § 196 Abs. 2 Punkt 3 des allgemeinen preußischen Berggesetzes für die preußischen Staaten vom 24. Juni 1868 (Preußische Gesetzgebung S. 705) in Verbindung mit dem § 189 Abs. 1 und 2, Satz 2, § 190 Abs. 1 und § 191 desselben Gesetzes, indem durch das Gesetz vom 11. April 1924 über die Bergbehörde geänderten Wortlaut (Dz. Ust. R. P. Nr. 40, Pos. 424).

Aus der Verordnung vom 23. 12. 1918 über die Sammelverträge, die Arbeiter- und Angestelltenausschüsse sowie über das Schiedsgericht in Arbeitsstreitigkeiten (D. R. G. B. 1456).

Gesetz über die Betriebsräte vom 4. 2. 1920 (D. R. G. B. S. 147) sowie anderen Vorschriften der bisher geltenden preußischen und deutschen Gesetzgebung.

Ueber die Tätigkeit aus diesen Gesetzen war sich der Schlesische Sejm in der Kommissionsberatung nicht ganz klar. Sie erforderte erst die Hinzuziehung des Vertreters aus dem Arbeitsministerium. Es bestand die Gefahr, daß die noch hier geltende Demobilmachungsordnung, sowie Schlichtungsordnung durch Einführung des Gesetzes gefährdet wurde. Viel weiter bestand die Gefahr in der Unterminierung des Betriebsrätegesetzes, da hier keine Bezirkswirtschaftsräte, sondern die üblichen alten Schlichtungsausschüsse und Demobilmachungskommissar entscheiden. Nachdem aber auf Grund des letzten Absatzes über die Tätigkeit der Arbeitsaufsicht diese Einrichtung nicht gefährdet war, hat man sich für das Gesetz entschieden.

Die Organisation der Arbeitsaufsicht ist folgende: Der Artikel 8 teilt diese für die ganze Republik in 12 Bezirke und damit 65 Distrikte ein: Polnisch-Oberschlesien mit dem österreichisch-schlesischen Teil bilden die Wojewodschaft Schlesien und diese den IX. Bezirk. An der Spitze steht der Bezirksarbeitsaufseher dem Spezialarbeitsaufseher beigegeben sind. Der IX. Bezirk wird in 5 Distrikte eingeteilt. Jeder dieser Distrikte erhält einen Distriktsarbeitsaufseher und diese erhalten zu ihrer Unterstützung Aufsichtsassistenten. Den Distriktsarbeitsaufsehern zur Seite sind noch Aufsichtsärzte beigegeben.

Die Ausführungsbestimmungen für die Aufsichtsärzte sind im Oktober d. Js. bekannt gegeben worden. Nach Artikel 23 hat der Arbeitsaufseher in Betrieben, wo die geltenden Vorschriften in bezug auf Sicherheit des Lebens Gesundheit und Sittlichkeit, sowie überhaupt die Arbeiterschutzvorschriften nicht beachtet werden, ein Protokoll aufzunehmen, von welchem eine Abschrift dem Betriebsleiter überreicht wird. Das Ueberreichen des Protokolls gilt als Befehl zwecks Beseitigung des Uebels. Nach Artikel 24 ist der Arbeitsaufseher berechtigt zur Uebersendung des Protokolls der zuständigen Behörde, die ihrerseits ein Strafverfahren einzureichen hat, wenn die Beseitigung des Uebels nach Artikel 23, nicht innerhalb 14 Tagen erfolgt ist. Artikel 25 gibt dem Arbeitsaufseher weitere Vollmachten, insofern als er Aenderungen technischer Einrichtungen, oder die Produktionsweise fördernde veranlaßt, wie Einführung von Maschinen, Maschinenänderungen, Aenderung der bei Produkten verwendeten Rohstoffen oder Halbfabrikaten. Allerdings kann hiergegen innerhalb 14 Tagen Einspruch beim Sonderausschuß des Bezirks erhoben werden; und hier spricht Artikel 23 von der Bestrafung der Arbeitsaufseher und ihrer Hilfskräfte bis zu 6 Wochen, wenn diese Geheimnisse des Betriebes verraten und wenn die Tat nicht mit einer strengeren Strafe bedroht ist. Der Artikel 29 enthält die Strafbestimmungen für den Arbeitgeber, im Falle der Nichtbefolgung einer Anordnung, wofür Geldstrafen von 100 bis 2000 Zloty oder Arrest bis zu 6 Wochen, oder beide Strafen zusammen verhängt werden können, sofern das Vergehen nicht mit einer strengeren Strafe bedroht ist. Die Entscheidung hierüber hat laut Artikel 30 als Berufungsinstanz das Kreisgericht zu zählen. Artikel 31 weist eine Strafbestimmung auf, die bei Nichterscheinen des Arbeitsaufsehers im Büro auf schriftliche Einladung in Frage kommt. Die Strafen können von 25 bis 200 Zloty, im Falle einer Nichteinziehbarkeit mit Arrest bis zu 2 Wochen, sofern die Tat nicht durch eine strengere Strafe bedroht ist, verhängt werden. Verweigerung der durch den Arbeitsaufseher geforderten Aufklärung oder statistischen Angaben ziehen eine Geldstrafe von 50 bis 500 Zloty nach sich. Bei Nichteinziehbarkeit Arrest bis zu 1 Monat, sofern die Handlung nicht durch eine strengere Strafe bedroht ist. Die Urteilsfällung für Handlungen, wie sie im § 31 angegeben sind, obliegt nach Artikel 32 dem Arbeitsaufseher. Bezüglich des Einspruches gegen besagte Strafentscheidungen gibt Artikel 33 dem Bestraften die Möglichkeit innerhalb 7 Tagen nach Zustellung des Strafmandats, z. Hd. des Arbeitsaufsehers einen Antrag auf Ueberweisung der Angelegenheit an das zuständige Kreisgericht zu stellen.

Artikel 34 behandelt die Zusammenarbeit von Staatspolizei und Arbeitsaufsicht wie folgt: a) Die Polizei ist verpflichtet die Arbeitsaufsicht zu benachrichtigen, wenn sie Ueberschreitungen in Arbeitsverhältnissen sowie Rechtsvorschriften festgestellt hat. Die Benachrichtigung erfolgt durch ein Protokoll. b) Sie muß den Arbeitsaufsehern jederzeit Unterstützung angedeihen lassen, wenn diese auf Widerstand bei Ausübung ihrer Tätigkeit stoßen. Besondere Vorschriften für das Zusammenwirken gibt der Innenminister im Einverständnis mit dem Arbeitsminister heraus. Dieser § besagt, daß nicht immer der Arbeitsaufseher gerufen werden braucht, sondern daß in manchem Falle auch Polizeiorgane derartige Feststellungen im Betrieb an den Arbeitsaufsteher zu richten haben.

Zusammenfassend hat dieses Gesetz enorme Vorteile, nur wird es sich hier wie bei allen sozialen Gesetzen darum handeln, daß die Arbeiterschaft das Gesetz auch zu handhaben versteht.

Karl Buchwald.

Verteilung von Weihnachtsgratifikationen. Die Vereinigte Königs- und Laurahütte hat die Gewährung von Weihnachtsgratifikationen an ihre Beamten und Angestellten in Höhe von 700 000 Zloty beschlossen. (Und wo bleiben die Arbeiter, die neben den vielen Millionen von Zloty auch die 700 000 Zloty verdienen mußten?) Alle Verheirateten erhielten 50, die Ledigen 30 Prozent von ihrem Gehalt. — Ja, dann kann man „Fröhliche Weihnachten“ feiern, und wenn ein Pfund Karpfen oder Butter 10 Zloty kosten würden.

Eine sonderbare Spende. Bekanntlich hat der Minister Skladkowski bei seinem Besuch in Königshütte auch die Belegschaftsbadeanstalten besucht, und vieles, ja sehr vieles in Unordnung gefunden. Damit diesen Uebelständen zum Teil abgeholfen werden könnte, weil ja die Großindustrie so arm ist, ließ er für diesen Zweck der Vereinigten Königs- und Laurahütte 1000 Zloty zukommen. Aus Anlaß der Weihnachtsfeiertage spendete die Hüttenverwaltung dem Magistrat 3000 Zloty für die Abhaltung einer Weihnachtsfeier für die Armen. Wie man hört, sollen in dieser Spende auch die vom Minister Skladkowski überreichten 1000 Zloty enthalten sein.

Der Kampf gegen die Tuberkulose. Auf Veranlassung des Arbeitsministeriums sollen in allen Wojewodschaften nach einem bestimmten Plan Komitees zur Bekämpfung der Tuberkulose unter Hinzuziehung der Allgemeinheit gegründet werden. Auf Grund dessen folgten einer Einladung des Magistrats 50 Personen, wo unter dem Vorsitz des Stadtrats Adamek im Stadtverordnetensitzungssaale ein Komitee von 20 Personen aller Stände der Bevölkerung gebildet wurde. Dieses Komitee wird nach Weihnachten die Arbeit aufnehmen und eine Woche unter der Devise: „Der Kampf gegen die Tuberkulose“ veranstalten. Neben Geldsammlungen werden auch eigens dazu hergestellte Marken an die Bürgerschaft und den Kaufleuten zum Verkauf abgegeben. Alles Nähere wird noch durch entsprechende Aufrufe bekanntgegeben.

Zunahme der Arbeitslosigkeit. In der letzten Berichtswoche erhöhte sich die Zahl der Arbeitslosen um 86 Personen und beträgt gegenwärtig 2033 Arbeitslose, davon 1316 männliche und 717 weibliche. Zur Entlassung kamen wegen Arbeitsmangel im Bergbau 134 Bergleute, in den Arbeitsprozeß wurden 48 Personen überführt. Arbeitslosenunterstützung erhielten 785 Personen.

Ein teurer Schlaf. Ein gewisser Josef S. aus Königshütte stahl dem Chauffeur Kubol aus Rosdzin, als er in Königshütte weilte, während dem Schlafe in seinem Auto einen Betrag von 40 Zloty.

Ein Betrüger. Bei der Firma Goldberger an der ulica Wolnosci erschien ein „Agent“ der Firma „Rozwoj“ us Kattowitz und nahm verschiedene Bestellungen im Auftrage der Firma entgegen, wobei er sich als Vorschuß 30 Zloty auszahlen ließ. Als aber die bestellten Artikel nicht eingingen und G. sich an die Firma wandte, mußte er sich überzeugen, daß er einem Betrüger zum Opfer gefallen war. Polizeiliche Ermittelungen wurden eingeleitet.

Gelddiebstähle. Festgenommen wurde ein gewisser P. R. wegen Diebstahls von 350 Zloty zum Schaden des Vinzent Hadula aus Antonienhütte. — Alois K. wurde verhaftet, weil er im Restaurant „Pod Ratuszem“ zum Schaden des S. verschiedene Bekleidungsstücke im Werte von 500 Zloty entwendet hat. Katharina Bebek aus Brzeziny brachte zur Anzeige, daß ihr ein unbekannter Täter auf dem Wochenmarkt 100 Zloty aus der Tasche gestohlen hat.

Siemianowitz

Betriebsratswahlen auf Maxgrube. Am 19. und 20. Dez. fanden auf Maxgrube die diesjährigen Betriebsratswahlen statt. Wahlberechtigt waren 2330 Personen; gewählt haben 1717 Mann. Auf Liste 1 fielen 1936, Liste 2 354, Liste 3 427 Stimmen. Liste 1 (Polnische Sozialisten) erhalten 7 Mandate; Liste 2 (Polnische Berufsvereinigung) 2 Mandate und Liste 3 (parteilos Przywara) erhält 3 Mandate. Bei den Angestellten entfielen auf die polnische Liste

Das Abenteuer im Erbbegräbnis

Lebendig begraben. — Der Fall Corvi. — Die lähmende Eidechse.

Das dieser Tage bekannt gewordene und großes Aufsehen erregende Wiederauftauchen eines seit drei Jahren torgeglaubten Berliner Markthallenhändlers ruft die Erinnerung an ein ähnliches Ereignis wach, das sich vor einigen Jahren nach den Angaben glaubwürdiger Zeugen in Italien wirklich zugetragen hat. Der unheimliche Vorfall, in dessen Mittelpunkt der Name des Barons Corvi steht, spielte sich, wie die italienische Presse nach des Barons eigener Schilderung berichtet, folgendermaßen ab:

Bei einem Spaziergang im Garten der in der Nähe von Rom gelegenen Villa seiner Eltern war der junge Mann von einer Mauer herabgestürzt, so daß er mehrere Wochen lang das Krankenbett hüten mußte. Als er nach seiner Genesung, auf einen Stock gestützt, wieder den üblichen Spaziergang machte, tauchte plötzlich vor ihm aus dem Gebüsch eine außergewöhnlich große Eidechse auf. Er erhob den Stock, und schlug mehrmals auf das Tier ein. Dabei flog das Reptil in die Luft und fiel auf seinen Arm nieder, so daß Corvi erschreckt zurückzuckte.

Er fiel hinterrücks zu Boden, wo er unbeweglich liegen blieb. Und damit nahm sein schreckliches Abenteuer seinen Anfang.

Als später zufällig das Dienstpersonal vorbeikam, fand man den jungen Mann völlig leblos am Boden ausgestreckt vor. Vergeblich suchte er, wie er später selber erzählte, sich bemerkbar zu machen. Man nahm ihn auf, trug ihn in die Villa, und legte ihn auf einem Bett nieder. Alles das trat ihm völlig klar ins Bewußtsein, aber er war nicht imstande, die geringste Bewegung zu machen oder ein einziges Wort über die Lippen zu bringen. Es war ihm, als ob sich die Ereignisse wie hinter dem dicken Glas eines Schaufensters abspielten. Er erkannte alles, was geschah, ohne sich jedoch dagegen wehren zu können.

Nach Ankunft des Arztes machte man ihm heiße Umschläge, badete ihn, dann setzte man ihn wieder einer kalten Dusche aus, und brachte ihn schließlich wieder ins Bett, wo man ihn kräftig massierte. Aber alle diese Wiederbelebungsversuche schienen nicht die geringste Wirkung zu haben, so daß der Arzt schließlich die Achseln zuckte, und den jungen Mann für tot erklärte.

In der Nähe der Villa Corvi befindet sich ein Kapuzinerkloster, und in diesem das Erbbegräbnis der Familie. Dorthin brachte man den Scheintoten, und die Mönche bahrten ihn in der Kapelle auf. Es kamen Verwandte, Freunde, Bekannte und Neugierige, um dem Frühverstorbenen die letzten Ehren zu erweisen. Ein wahrer Blumenhügel türmte sich auf dem Katafalk auf, dessen Geruch Corvi, nach seiner eigenen Schilderung, deutlich wahrnahm. Dann legte man ihn in einen Sarg, und nun raubte ihm der Deckel jegliches Licht.

Unter großem Pomp wurde die Leichenfeier begangen, wie es der Stellung der Eltern des jungen Barons entsprach.

Als man später Corvi fragte, auf welche Wege er wieder zu sich gekommen sei, wußte er nichts Genaues darüber anzugeben. Er erinnert sich nur dunkel an ein leichtes metallisches Geräusch, an ein Stampfen von Füßen, während ihm betäubender Weihrauchgeruch in die Nase stieg. Dann hörte er wie von fern her eine Stimme, die von niemand anders herrührte, als dem Bruder Leo, der die Totengebete las.

In diesem dramatischen Augenblick schoß Baron Corvi ein warmer, belebender Blutstrahl durch den ganzen Körper, aber er war noch zu schwach, um ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Einen Augenblick drang noch einmal Licht in den Sarg, als man den Deckel etwas beiseite schob, um ihn richtig festzuschrauben. Aber ein lähmendes Gefühl erstickte jeden Hilferuf in Corvis Kehle. Er spürte, wie man den Sarg aufhob, ihn auf einen Wagen stellte, und einige Meter zur Seite fuhr. Dann nahm er deutlich wahr, wie Stricke um den Sarg gelegt wurden, um ihn in das Erbbegräbnis hinabzulassen. Die Stricke rieben sich knirschend an dem Holz, während der Sarg in die Tiefe sank. Von fern her vernahm Corvi noch einige Worte der Leidtragenden — dann hörte er nichts mehr. Tiefstes Schweigen herrschte um ihn und quälte ihn bald derart, daß er laut hätte aufschreien mögen. Wahnsinnige Todesangst überfiel ihn, während gleichzeitig seine Kräfte wiederkehrten. Er konnte sich bewegen, soweit sein enges Gefängnis es ihm erlaubte. Aber als er um Hilfe schreien wollte, versagte ihm die Stimme.

Nun klopfte er verzweifelt gegen die Holzwände, preßte die Knie gegen den Deckel, um den Sarg zu sprengen. Schon waren seine Kräfte am Erlahmen, als plötzlich das Holz an einer Seite zersplitterte.

„Als ich die Kapelle betrat", schreibt Corvi am Schluß seines Berichts, „sank ich halbohnmächtig zusammen. Die Schatten, die die ewige Lampe auf die Wände warf, huschten wie Gespenster vor meinen Augen hin und her. Kalter Schweiß bedeckte meinen ganzen Körper, ich begann zu zittern und mit den Zähnen zu klappern. Ein rauher Schrei entfloh meiner Kehle; ich erhob die Hände gen Himmel, und im selben Augenblick stürzte ich wie vom Blitz getroffen zu Boden..."

So fand man am anderen Morgen den jungen Baron Corvi in der Kapelle des Kapuzinerklosters vor. Das Entsetzen, das die frommen Brüder befiel, zu beschreiben, wäre nicht möglich. Eine geraume Zeit herrschte das größte Durcheinander in dem Kloster, bis sich schließlich der Prior entschloß, dem aus dem Scheintod Erwachten die erste Hilfe angedeihen zu lassen.

Der Fürsorge der Aerzte gelang es, ihn vor dem Wahnsinn, dem er nahe war, zu retten. Baron Corvi wurde innerhalb weniger Wochen geheilt und lebt noch heute in Rom, wohl als der einzige lebende Mensch der Gegenwart, der sich rühmen kann, tatsächlich schon einmal in einem Grabe gelegen zu haben.

Bodo M. Vogel.

Geht der Bund für Arbeiterbildung zurück, oder nicht?

Diese Frage legt sich der Vorstand des Bundes seit ungefähr zwei Jahren vor, und wenn man die Orte und das Programm des Bundes für das Jahr 1928/29 durchmustert, mag es auch so scheinen.

Zunächst sind die Orte zu nennen, wo schon ein blühender Bund bestand und wo heut nichts mehr ist. Ich nenne keine Namen, die Genossen werden es selbst wissen. Der eine Ort läßt gar nichts von sich hören, bei dem andern bekommt man auf Anfrage zur Antwort: wir bekommen kein Lokal, was um so merkwürdiger ist, als gerade an diesem Orte sehr häufig Sitzungen des Ortsvereins zusammen mit der „Arbeiterwohlfahrt", einmal sogar ein Vortrag mit Lichtbildern, stattgefunden haben. Daß es möglich ist, gerade die Lokalfrage zu überwinden, zeigt das Beispiel eines andern Ortes, wo es den Genossen diesmal gelungen ist, ein Lokal in ihrem Orte zu bekommen. Das vorige Jahr mußten sie auswärts tagen, was einen mangelhaften Besuch der Veranstaltungen zur Folge hatte. Das hat der Ortsgruppe aber nichts geschadet, wie die diesjährige Besucherzahl beweist. An einem anderen Orte scheitert die Sache daran, daß der Genosse, der die Sache bis vor zwei Jahren machte, verzogen ist. Merkwürdig darum, weil ein Gesangverein und ein Touristenverein unserer Richtung besteht, also Organisationen, welche dem Bunde eigentlich angeschlossen sind.

Des weiteren kämen die beiden Orte an die Reihe zu betrachten, welche die stärksten sind an Zahl der Mitglieder, und an welchen zugleich auch das Interesse an den Vorträgen und Veranstaltungen des Bundes am größten ist. In beiden Orten ist ein deutliches Zurückgehen bei der Besucherzahl festzustellen. Wo sind die Zeiten geblieben, wo wir in Königshütte in den Saal ziehen mußten, da das Büfettzimmer die Zahl der Zuhörer nicht fassen wollte? Es sind durchschnittlich etwas über 100 Zuhörer! Und gar Kattowitz? Schweigen wir lieber davon.

Also wir konnten ein deutliches Zurückgehen der Zahl der Besucher feststellen. Hand in Hand jedoch geht, was die Genossen an unseren Veranstaltungen auszusetzen haben. Dem Einen waren die Bilder des neu angeschafften Lichtbilderapparates nicht deutlich genug, der hätte lieber farbige Bilder gewünscht, der Genosse machte den ganzen Bund für Arbeiterbildung verantwortlich, wenn sein Kind bei den Märchenaufführungen vielleicht einen ungünstigeren Platz erwischt hat, und unsere Vorträge, was ist vorher, während denselben und besonders nachher alles zu hören. Dem Einen ist der Vortrag zu langweilig, dem andern geht er — namentlich, wenn man ein kirchliches Thema berührt — „zu weit": Man müsse doch Rücksicht, namentlich auf die anwesenden Genossinnen nehmen, der dritte findet, er hätte lieber ein auf mehrere Tage verteiltes Thema gehabt, dem einen dauerte der Vortrag zu lange, dem andern war die Zeit zu kurz usw. Also Kritiker haben die Vortragenden eine große Anzahl, wenn sie dem Vorstande des Bundes aber nur einmal einen Vorschlag machen, in welcher Weise es besser zu machen sei! Aber sie hüten sich das zu tun, sie wissen es gar nicht, wie man es macht, den zahlreichen Ansprüchen, die an uns herantreten zu genügen. Und ein Kulturverein ist mit dem Bund böse, weil er ein Unterstützungsgesuch, das sich auf eine größere Summe bezog, nicht bewilligt hat. Und warum? Erstens mal überstieg die Summe die Kräfte des Bundes, und zweitens war er mit seinen Beiträgen, welche auf den Kopf und Monat 10 Groschen betragen, über ein halbes Jahr im Rückstande.

Also: Wir haben über die Genossen zu klagen, und diese über uns.

Die Genossen selber sind sich vollständig im Unklaren über die Lage, in der sich der Bund befindet, und zweitens über Ziele und Zwecke des Bundes, trotzdem keine Gelegenheit vorübergelassen wird, um den Genossen die Lage, das Ziel und die Zwecke des Bundes vor Augen zu führen.

Wir sind einmal eine Minderheit, und zweitens Sozialdemokraten, wir stehen also ganz auf uns selbst. Unterstützung von irgend einer Seite bekommen wir nicht, wir sind also ganz auf die geringen Beiträge angewiesen.

Also darauf bitte ich Rücksicht zu nehmen: Was wir mit unsern geringen Mitteln erreichen konnten, ist erreicht worden, aber wir müssen mehr erreichen, denn jeder Stillstand ist Rückschritt.

Der Bund für Arbeiterbildung ist im Jahre 1921 gegründet worden, die Bildung des Arbeiters da, wo sie nicht vorhanden ist, zu wecken, und da, wo schon Ansätze dazu vorhanden sind, sie zu vertiefen. Und diesen Punkt muß ich immer wieder und immer wieder hervorheben, daß die Genossen dankbar für die Bildungsgelegenheit sind, denn dem Bunde für Arbeiterbildung ist keine gleichwertige Einrichtung an die Seite zu setzen, weder in Arbeiterkreisen noch auf bürgerlicher Seite, weder bei den Deutschen, noch bei den Polen. Dies muß hier nachdrücklich betont werden. Worin ist nun der Grund zu suchen, daß die Genossen, von sehr wenig Ausnahmen abgesehen, sich so gleichgültig, um nicht zu sagen feindlich dem Bunde gegenüberstehen, es ist gleichsam so, als wenn die Genossen die Bildung fürchteten? Es mag sein, daß unsere politischen Verhältnisse auch ein klein wenig dabei mitsprechen, es mag sein, daß uns an manchen Orten die Polizei in ihr Herz geschlossen hat, es mag sein, daß die Frau des Genossen mehr auf seiten der Kirche steht, als auf unserer, es mag endlich sein, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse sehr auf die Genossen drücken, aber ausschlaggebend ist es nicht.

Die Gleichgültigkeit liegt tiefer: Die Genossen *wollen* nichts lernen, und sie sind auf dem besten Wege in die oberschlesische Dreieinigkeit zurückzufallen, aus der wir sie so gern erlösen möchten: Zur Arbeit gehen, in die Kirche gehen, und in die Kneipe gehen. Sie halten, von ganz geringen Ausnahmen abgesehen, die Bildung für unnötig, für etwas überflüssiges, ja sogar für etwas schädliches. Und dabei sehen sie nicht ein, wie nötig es ist, mal aus seinem ewigen Einerlei herausgerissen zu werden, wie nötig es ist, mal mit der Nase darauf gestoßen zu werden, daß es außer Arbeit und Kneipe und Kirche und Kindermachen noch etwas gibt; das dem Menschen allerdings nicht ganz von außen gegeben werden kann, sondern es muß auch der Drang von innen heraus da sein, nämlich der Drang: Etwas zu lernen, etwas mehr zu sein, als ihre stumpfsinnigen Mitarbeiter, um den Genossen, welche für Freiheit und Recht des Arbeiters kämpfen, beizustehen, um einmal an ihre Stelle zu treten. Es ist nicht allzu schwer, da, wo die sozialistischen Bestrebungen Erfolg gehabt haben, an die Seite der Genossen zu treten und zu sagen: Ich bin auch schon seit so und so viel Jahren Sozialdemokrat, und nun an der besseren Stellung und Lebenshaltung der Genossen teilzunehmen, das kann jeder: Aber am Kampfe teilzunehmen, sich selbst in die vorderste Reihe zu stellen, und nachher sagen zu können: Ich war auch dabei, dazu gehört eben Bildung und abermals Bildung. Und um das zu ermöglichen, dazu ist der Bund für Arbeiterbildung geschaffen worden von seinen Gründern, und ich persönlich hoffe und wünsche, daß derselbe noch recht lange blühen, wachsen und gedeihen möge.

Doch nun Schluß, obwohl noch manches zu sagen wäre. Es besteht nämlich die Gefahr, daß dieser Artikel, sobald er eine gewisse Länge überschreitet, nicht gelesen wird, es ist nämlich alles schon dagewesen. Ich will aber nur noch hinzufügen, daß das Bestehen des Bundes eben durch das Verhalten der Genossen in Gefahr gerät. Und daß diese Warnung nicht in den Wind gesprochen sein möge, daß die Genossen in sich gehen und den Bund für Arbeiterbildung recht kräftig in Zukunft unterstützen möchten, dann haben sie dem Bunde und damit sich selbst das schönste



„Das Liebesleben der schönen Helena"

Ein selten amüsanter Film, der eigentlich nichts ist als eine graziöse Satire auf eine ebenso moderne wie schöne — also gefallsüchtige — also putzsüchtige — Frau. Daneben fallen kleine Seitenhiebe auf heutige Zeitum- und mißstände. Das Ganze in entzückenden Bildern eingefangen, in den Helenas siegreiche Schönheit (Maria Corda) Triumphe feiert. (Großpapa Homer würde allerdings den Kopf geschüttelt haben, wenn er gesehen hätte, was in drei Jahrtausenden aus den Helden seiner Ilias geworden ist.) (Photo First National Pictures.)



Auch ein Rekordflug

Der bekannte englische Fernflieger Sir Cobham erzählt folgendes: Mein merkwürdigstes Weihnachtserlebnis? Was für eine Frage! Ich hatte so viele seltsame Weihnachtserlebnisse, manchmal zu Hause, manchmal unter der glühenden Tropensonne. Ja, es ist wirklich eine schwierige Frage.

Aber meine Gedanken wandern zurück zum Jahre 1921. Ich war im Süden Spaniens und freute mich an dem leuchtenden Sonnenschein, der so ganz anders war, als im trüben England.

Ich war in geschäftlichen Angelegenheiten hierher geflogen und die Verhandlungen zogen sich in die Länge und hielten mich hier. Meine Frau bestürmte mich mit Briefen, und in allen stand dasselbe: ich solle unbedingt zu Weihnachten zu Hause sein.

Am 23. war ich gerade mit meinen Geschäften fertig, als ich an meiner Maschine einige kleine Schäden fand. Den ganzen Tag arbeitete ich fieberhaft, um die Maschine zu reparieren und erst am Morgen des 24. setzte ich mich, hundemüde, in das Flugzeug. Um sieben Uhr glitt Spanien unter mir weg, und ich sauste auf Alt-England zu. Ein Rennen nach einem Weihnachtsessen, so erscheint mir die Sache jetzt. Nun, ich gewann das Rennen und bekam das Weihnachtsessen. Eine unvergeßliche Erinnerung jenes Weihnachtsabends war das Pfeifen des Motors, als ich wie ein wirklicher heiliger Klaus vom Himmel herabstieg. Meine Familie hatte mich soeben aufgegeben und sich bereits zu Tisch gesetzt. Zwar trug ich keinen roten Rock und hatte keinen Schnee in meinem Bart, aber mein lederner Fliegerrock war bereift und ich sah aus wie ein modernes Gegenstück zu dem echten Weihnachtsmann. Aber jetzt interessiert mich etwas anderes mehr als die vergangenen Weihnachtstage: Wo soll ich dieses Jahr Weihnachten verbringen? Ich kann es über den Wäldern Afrikas fliegend oder an irgendeinem freundlichen Platz haltmachend verbringen, aber manchmal denke ich, ich werde es im Dschungel erleben. Dann werde ich Ihnen nächstes Jahr darüber erzählen."

Weihnachten unter den Eskimos

Von Christian Leden.

Das Forscherwerk des Norwegers Leden „Ueber Kiwatins Eisfelder" (Brockhaus) ist vielen Literaturfreunden bereits als Muster einer künstlerisch und wissenschaftlich hochstehenden Reiselektüre bekannt. Wir ergreifen die Gelegenheit, unsere Leser durch den zurzeit aktuellen Abdruck einer wundervollen Schilderung eines Weihnachtsfestes unter den Eskimos auf dieses Buch, dem wir viele Leser wünschen, hinzuweisen.

Den 23. Dezember.

Ein schneidend kalter Tag. Um 5 Uhr morgens weckt mich Kallala, die Frau des Eskimos Kallaschak, die vorm Eingang meiner Schneehütte Feuer macht und Renntierfleisch zum Frühstück kocht.

Zur Feuerung benutzt Frau Kallala Heidekraut und Moos, mühsam unterm Schnee hervorgescharrt. Der Qualm zieht durch die Tür, wenn man das Loch in der Wand meines Schneehauses so nennen darf, und beißt mich in die Augen. Mein Iglu steht zwischen den Schneehütten Kallaschaks und einer anderen Eskimofamilie; unsere drei Behausungen haben nur einen gemeinsamen Eingang. Der lange, schmale Gang dient als Küche. Dort ist aus Schnee, mit einem großen, flachen Stein obenauf, die Feuerstelle errichtet. Auch der Schornstein überm Dach ist aus Schnee.

Heidekraut und Moos geben mehr Rauch als Hitze, und es dauert zwei bis drei Stunden, bis der Fleischtopf zum Sieden kommt.

Heute wollen wir unser Lager etwa zwei Kilometer weiter nach Süden verlegen und dort neue Schneehütten bauen. Weihnachten muß doch in einem sauberen Heim festlich begangen werden! Steht solch ein Schneehaus einen Monat lang, dann sinkt es in sich zusammen und wird so niedrig, daß man kaum noch aufrecht darin stehen kann, und hat es vier Wochen hindurch einer Schar Eskimos als Wohnung gedient, so sieht es schmutzig und unordentlich aus. Der Schnee verwandelt sich außerdem in so langer Zeit in Eis, und damit wird die Kälte im Iglu unerträglich. Die Eskimos pflegen daher im Lauf des Winters mehrmals ihr Lager zu wechseln; nicht nur, weil sie dem Wild auf seinen Wanderzügen folgen müssen, sondern auch, um in neue, saubere Schneehütten einzuziehen.

Unser gegenwärtiger Wohnplatz liegt am Ufer eines großen Sees im kanadischen Oedland westlich der Hudsonbucht. Die Weißen haben noch keine Kenntnis von dem Vorhandensein dieses Sees und er ist auf den Landkarten noch nicht eingezeichnet. Die Eskimos nennen ihn „Ummingmaktor", zu deutsch: „Das Gebiet, in dem die Moschusochsen hausen."

Hier lebe ich mit sieben Eskimofamilien. Sie lassen sich in ihren Gewohnheiten durch mich nicht im geringsten stören und hegen kein Mißtrauen gegen mein geheimnisvolles Tagebuch.

Der älteste und angesehendste meiner Nachbarn ist Metkrulilik, „der Langhaarige". Er hat eine zahlreiche Familie mit Kindern, Schwiegersöhnen und Enkeln. Eine seiner Töchter hat gleich zwei Gatten; sie lebt mit ihren Männern Nagjuk und Kadjuk einträchtig und glücklich im Schneehaus ihres Vaters.

Unter andern wohnt hier auch ein junger Mann mit seinen beiden Frauen und Schwiegermüttern bei seiner Mutter. Ungestörter Friede herrscht zwischen dem Mann und den fünf Frauen.

Mein einstiger Reisegefährte Kallaschak und sein Weib Kallala mit ihren drei Kindern sind meine besten Freunde im Lager. Der vierjährige „Sikkenek" (Sonne) macht seinem Vater Ehre; er iß wirklich ein süßer, sonniger Kerl. Kallaschak sieht seinen Sohn schon im Geist als großen Bärenjäger. Das siebenjährige Töchterchen heißt Puttugo; aber ich nenne sie „Najakulluga" (Schwesterlein), dafür ruft sie mich „Annikulluga" (mein Brüderlein).

Kallaschaks ältestes Kind ist ein Mädchen von sechzehn Jahren, das vor mehr als zehn Jahren erblindete. Sie ist vielleicht das klügste Geschöpf, dem ich im Land der Eskimos begegnet bin, aber der Verlust des Augenlichts hat ihrem Wesen den Stempel der Traurigkeit aufgedrückt.

Kallaschak und die Seinen gehören zum Stamm der Netschillik, als aber vor Jahren das Kind erblindete, verließ er Freunde und Heimat. Das ungeschriebene Gesetz des Stammes der Netschillik bestimmt krüppelhaften oder blinden Kindern den Tod, damit sie nicht sich und den andern zur Last werden.

Kallaschak aber liebte seine Tochter zu sehr und fand das Herz nicht, ihr den Tod zu geben. Da er dem Gesetz seiner Väter Trotz bot, mußte er mit den Seinen die Heimat verlassen und sich einem andern Stamm anschließen, dessen Gesetze minder streng sind.

Kallaschak ist ein Riese mit Bärenmuskeln, 195 Zentimeter groß. Mit zwei erlegten Renntieren auf dem Rücken geht er 25 Kilometer weit zu Fuß. Oft verbringt er ein paar Tage ohne Speise und Schlaf auf der Jagd. Das betrachtet er nicht einmal als besondere Anstrengung, sondern so etwas erscheint ihm als das leichteste und natürlichste Ding von der Welt. Dieser derbe Riese ist zugleich der zärtlichste und fürsorglichste Familienvater, den ich je gesehen habe.

Kallaschak und ich wurden schnell Freunde, und bald stellte es sich auch heraus, daß wir gemeinsame Bekannte haben. Er und seine Frau hatten in ihrer frühen Jugend Roald Amundsen getroffen, als er mit der Gjöa-Expedition die Nordwestpassage durchsegelte. Die beiden jungen Leute hatten damals die Worte „Norge" und „Gjöa" sprechen gelernt und erinnern sich noch der Namen aller Begleiter Amundsens.

Kallaschak war besonders stolz darauf, daß seine Frau ein paar Bärenfellhosen für Amundsen nähte, von dem er mit einer beinahe abergläubischen Scheu und Verehrung spricht. „Amussen ersumatta marrik illa", sagt er. Das heißt: „Amundsen war ein großer Häuptling". —

Während wir in Metkruliliks Iglu beim Frühstück sitzen und halbgar gekochtes Renntierfleisch essen, stürzt Kallaschaks Töchterchen Puttugo mit der Nachricht herein, daß ihre große, blinde Schwester plötzlich wild geworden sei; sie schlage um sich und schreie, daß ihr, der Kleinen, ganz angst geworden sei. Die beiden Eltern springen auf und eilen zu der Kranken, die schon seit einigen Tagen an einer schweren Erkältung litt. Auch die anderen Eskimos unterbrechen ihre Mahlzeit und folgen den Eltern nach dem Iglu, in dem die Kranke liegt.

Als ich etwas später einen Besuch mache, ist schon der Angakok, „der Gehörnte", am Krankenlager eingetroffen und ist im besten Zug mit der Ausübung seiner Zauberkünste. Er singt, tanzt, verrenkt die Gliedmaßen und hüpft mit tollen Sprüngen in der Hütte herum. Dabei stößt er sonderbare, schaurig heulende Laute aus, um die bösen Geister aus der besessenen Kranken auszutreiben.

So oft der Angakok eine kurze Pause macht, hört man die Kranke schreien und wimmern. Vater Kallaschak macht mir ein Zeichen, mit ihm vor die Tür zu kommen. Draußen bittet er mich unter vier Augen, ich möge doch versuchen, die Schmerzen der Kleinen zu stillen und ihr das Leben zu retten. „Ich weiß nicht, ob unser Angakok seiner Aufgabe gewachsen ist; aber du kannst ihr Leben retten, wenn du nur willst."

Ich gebe ihm einige Pillen gegen die Kopfschmerzen der Kranken und erkläre ihm, wie sie einzunehmen sind. Im Laufe des Tages kommt Kallaschak zu meiner Hütte, bedankt sich für die Medizin, die so schmerzstillend gewirkt hat, und bittet um weitere Pillen. Meine Lage ist schwierig; ich habe keine Medizin mehr, die ich der Kranken zu geben wage; falls sie stirbt, so wird sicher die Schuld auf mich fallen.

Das arme Mädchen ist krank geworden, gleich nachdem wir den Besuch eines Binneneskimos gehabt hatten, der auf dem Heimweg von einem mehrere Hundert Kilometer entfernten Pelzhandelsplatz bei uns vorüberzog. Von dort brachte er rote Taschentücher, Glasperlen, Streichhölzer, Tee und Sirup mit. Er schenkte der Blinden ein rotes Schnupftuch und andere Kleinigkeiten aus den Schätzen des Pelzhändlers. Möglich, daß durch diese Gegenstände die Krankheitskeime übertragen wurden.

In Grönland, sowohl als in Nordkanada, habe ich mehrere Fälle beobachtet, in denen Eskimos, die sonst Krankheiten kaum vom Hörensagen kennen, nach der Ankunft von Schiffen oder nach dem Erwerb von Handelswaren der Weißen von schweren Erkältungen befallen wurden. Im Lande der Eskimos ist die Luft so rein, daß der Eingeborene fast keinen Krankheitskeimen ausgesetzt ist. Um so geringer ist seine Widerstandskraft gegen Bakterien, die aus der zivilisierten Welt gelegentlich hier eingeschleppt werden. —

Die kleine Blinde liegt den ganzen Tag über im Fieberwahn. Von dem geplanten Umzug nach einem neuen Lagerplatz kann unter diesen Umständen keine Rede mehr sein.

Den 24. Dezember (Heiliger Abend).

Kallaschaks blinde Tochter starb heute früh. Der Angakok bürdet mir die Schuld auf. Das ganze Lager trauert um die Tote. Die Eltern und die kleine Puttugo sitzen mit rotgeweinten Augen in der alten Schneehütte. Der große, starke Bärenjäger schluchzt wie ein Kind. Der Anblick ist erschütternd.

Ich mache mich bereit zum sofortigen Aufbruch. Es ist das Beste, was ich tun kann, die armen Menschen mit ihrem Schmerz allein zu lassen und sie in ihrer Trauer nicht zu stören.

Der starke Nagjuk und ich ziehen mit dem Hundeschlitten von dannen; wir wenden uns westlich nach einem ungefähr fünfundzwanzig Kilometer entfernten Eskimolager.

Die vielen Renntiere, die uns unterwegs vor die Büchsen laufen, lassen wir unbehelligt. Wir haben ja Renntierfleisch in Fülle, und ich will am Weihnachtsabend auch den Frieden der Tiere nicht stören.

Spätnachmittags erreichen wir die Schneehütten Poppiks und Anguttiks. Erst lange nach Einbruch der Dunkelheit ist mein neues Schneehaus fertig. Da steht es nun, leuchtend weiß und rein, strahlend von funkelnden Eiskristallen. Ein paar Talglichter werden hervorgekramt, die ich seit mehr als zweieinhalb Jahren für diese Gelegenheit aufbewahrt hatte, für das dritte und letzte Weihnachtsfest, das ich im Land der Eskimos verbringen will.

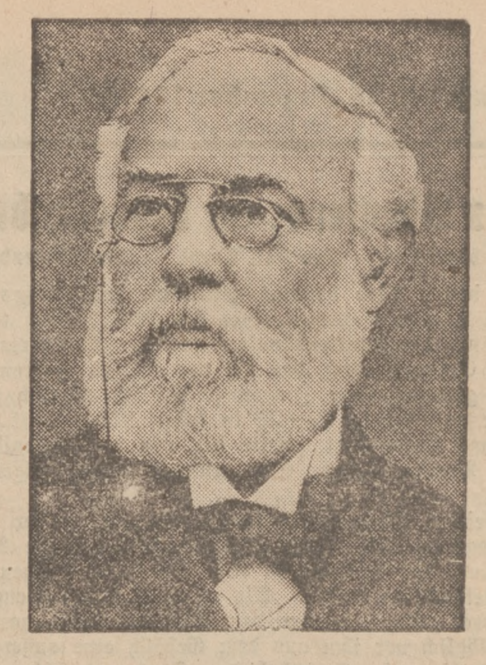
Ich stecke die Lichter in den Schnee zur Seite meines Schlafsackes und zünde sie an. Heute hat der Specksteinleuchter Urlaub, und der Walfischtran wird gespart. Aber mit dem letzten Rest Petroleum koche ich über der Primuslampe Tee und bereite die Weihnachtsgrütze aus Reis, Rosinen, Zucker und Trockenmilch, den letzten Ueberbleibseln meiner europäischen Speisevorräte. All die Zeit hindurch habe ich jede Versuchung von mir gewiesen, um zur letzten Weihnacht unter den Eskimos diese Dinge genießen zu können.

Poppik und Anguttik mit Frauen und Kindern sind eingeladen, den Weihnachtsschmaus zu kosten. Bis tief in die Nacht sitzen wir plaudernd in meinem Schneehaus.

Ich versuche, ihnen das Evangelium in ihrer Sprache zu erzählen, und erkläre ihnen, daß Weihnachten unter den Weißen das Fest des Friedens und der Versöhnung ist. „Allianai!" sagen die Eskimos beifällig. „Koviarsukpunga!" (Das freut uns!)

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende bin, bemerkt Poppik, den weißen Menschen tue es wohl not, das Weihnachtsfest zu feiern und daran zu denken, daß sie brüderlich zusammenleben sollten, statt in den Krieg zu ziehen und einander zu töten.

Diese „Wilden" bitten mich zum Schluß, die „Kablunait" (Weißen Menschen) zu grüßen und ihnen zu sagen, wie gern die Eskimos hören würden, daß die Weißen wirklich Frieden geschlossen hätten und sich nicht mehr wie Hunde zerfleischten.



Der Vater der deutschen Rechtschreibung
Konrad Duden,
der als Gymnasialdirektor in Hersfeld durch sein „orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache" allgemein bekannt geworden ist, wurde vor 100 Jahren, am 3. Januar 1929 geboren.

Die Braut Nr. 68

Roman von Peter Bolt.

31)

Die Mine, in der der Amerikaner arbeitete, war sehr weit entfernt. Als das Mittagssignal ertönte, eilte er weg und ging, so rasch er konnte. Als er aber bei der Eisenbahnstation eintraf, sah er bereits eine riesige Menschenmenge vor dem Magazingebäude versammelt. Soeben waren die zwei Tore geöffnet worden. Die Leute drangen hinein, johlend, schreiend, fluchend.

Besorgt lief der Amerikaner hinterdrein. Da sah er aber schon, wie sie Ashton herbeischleiften. Ein Dutzend Hände hatten ihn gepackt und zerrten und rissen ihn an dem Seil, mit dem er zusammengeschnürt war, hinaus. Im Nu war er draußen, vor dem Gebäude. Sie hatten ihn hingeschmissen, ganz zufällig, auf das Plateau der Brückenwage. „Wiegt ihn ab, wir wollen wissen, wie schwer das Biest ist!" schrie einer.

Die Idee fand Beifall und wurde rasch ausgeführt.

„Hundertzweiundsechzig Pfund!" rief der Mann an der Wage. „Hundertzweiundsechzig ganz genau! Das Seil inbegriffen!"

Eine Lachsalve beantwortete das Ergebnis.

Der Amerikaner hatte sich bis vorne den Weg gebahnt. Er stand ganz in der Nähe Ashtons und sah ihm ins Auge. Als er seinem Blick begegnet war, lächelte er. Er kannte seine Leute und schöpfte aus dem komischen Ton, der mit der Idee des Wiegens in die Menge gekommen war, Hoffnung. Diese Stimmung war nicht schlecht und die Frage war bloß, ob sie auch anhalte. Jedenfalls wird jetzt einer die Idee mit der Wage zu übertrumpfen suchen. Die Leute lachten noch immer. Aber allmählich wurde das Lachen selten. Geängstigt sah der Amerikaner in die Runde. Da schrie wieder einer, es war ein Eisenbahnarbeiter:

„Schmeißt ihn da her, auf die Drehscheibe! Wir wollen ihn drehen!" Und schon packten ihn wieder ein Dutzend Hände und schleiften ihn auf die Drehscheibe, auf der man die Waggons und die Lokomotiven umdreht. Und begannen die Scheibe zu drehen, mit einer Schnelligkeit, wie diese noch nie gedreht worden war und wie überhaupt noch nie Drehscheiben gedreht worden waren. Denn diese sind nicht als Karussell erdacht worden.

Der bedauernswerte Ashton drehte sich im Wirbel mit der Scheibe. Sie hatten ihn in die Mitte der Scheibe gelegt, aber die Zentrifugalwirkung des Drehens brachte ihn dem Scheibenrand immer näher, bis er auf einmal vom Rand hinaus auf den Sand geworfen war. Die Menge, überaus belustigt durch den ganzen Vorgang, war ratlos. Das zusammengeschnürte, fast leblos scheinende Fleischbündel lag da. Was sollten sie jetzt damit anfangen? Alle warteten auf eine Idee. Eine Idee, an der man seinen Spaß haben konnte. Sie sahen sich an, einer den anderen. Ob der etwa nichts wüßte? So verging eine Minute. Vielleicht waren es zwei. Bis sich auf einmal ein baumlanger, dunkelfarbiger Italiener hindurchgezwängt hatte. Es war jener Peruccio, den man gestern eingeseift hatte. Und er begann mit aller Kraft zu schreien: „Einseifen! Einseifen! Seift ihn ein!"

Das wirkte wie eine Erlösung. Die Idee war gefunden. Und ohne Verzug ging man an ihre Ausführung.

Und als er hinausgeführt worden war in den nahen Busch und die Leute ihn entkleidet, eingeseift und an die Sonne gesetzt hatten, als der erste Jubel über den gelungenen Spaß verhallt war, gebot der Amerikaner den Leuten Stille und sagte, mit einem Lächeln auf den Lippen: „Das habt Ihr gut getroffen! Der Kerl da ist ohnehin verrückt! Da kann ihm der Spaß nicht mehr schaden! Ihr könntet ihn ruhig hier liegen lassen! Nur zurückschaffen muß man ihn dann ins Irrenhaus nach Perth, aus dem er entsprungen ist! Sonst könnt ihr noch Unannehmlichkeiten haben! Man sucht ihn im ganzen Land. Crowley hat schon aus Perth eine Depesche erhalten. Ist's richtig so, Crowley?"

Er hielt Crowley am Arm.

„Ist's richtig so? Na, reden Sie doch!"

„Ja, so ist's! Zweimal schon hat man dringend telegraphiert. Er soll sogleich gefesselt zurückgebracht werden!"

Ashton, der arme Ashton, klappte gerade in diesem Augenblick zusammen. Länger hielten es seine Nerven nicht mehr aus. Und vielleicht war es auch, weil er sich jenes Italieners erinnerte, der jetzt unweit von ihm stand und sich den Bauch vor Lachen hielt. Da begann auch er zu lachen. Wild, wie damals, nein, noch viel wilder. So wild, wie nur Irrsinnige zu lachen verstehen.

*

„Wir können jetzt ruhig die Fesseln von Ihren Händen entfernen," sagte der Amerikaner, als sie seit etwa zwanzig Minuten im Zug gefahren waren, „da ist keine Gefahr weiter, die Sache ist erledigt! Danken Sie Gott, Ashton, daß er Ihnen geholfen hat, und nehmen Sie sich in acht vor den Weibern!"

„Ihnen danke ich, Ihnen, dessen Namen ich nicht einmal kenne! Waren Sie nicht der Gott für mich? Oder waren Sie nicht sein Engel? Wäre ich nicht hundertmal den schmählichsten Tod gestorben ohne Sie? Mit ihren Stiefelabsätzen hätten mir jene das Gehirn im Schädel zerstampft, wären Sie nicht gewesen! Ihnen dank ich es, Ihnen und weiß nicht einmal Ihren Namen!"

„Sie wissen meinen Namen nicht? Sie wissen nicht, wie man mich nennt? Man nennt mich ‚den Amerikaner'. Das ist wohl mein Name. Einen anderen Namen hab' ich nicht. Und das mit dem Dank ist so eine Sache. Wenn Sie's nicht Gott danken wollen, so danken Sie's dem Schicksal oder danken Sie's dem Zufall, der immer etwas wunderbar Göttliches an sich hat und ebenso undurchdringlich ist wie der Gottesgedanke. Ja, danken Sie's dem Zufall, das ist wohl das Richtige! Nur mir danken Sie nicht. Ich kann Ihren Dank nicht brauchen, kann nichts damit anfangen. Kann keines Menschen Dank brauchen. Und Sie hab' ich herausgeholt, damit jene anderen kein Unrecht begehen, kein Verbrechen auf sich laden, keinen Mord! Ich stehe gegen das Unrecht, gegen Verbrechen und Mord! Ich stehe gegen den Verrat. Ich stehe für die Zehn Gebote der Bibel, für dieses absolute und höchste aller Moralgesetze, die den Menschen jemals offenbart wurden. Ich stehe für die Zehn Gebote und büße es mit meinem ganzen Leben, daß ich einmal eines unter ihnen gebrochen habe. Sie wissen meinen Namen: ich bin der Amerikaner. Einen anderen Namen hab' ich nicht. Und einen Dank kann ich nicht brauchen. Hallo, Ashton! Junge! Halten Sie sich aufrecht! Eine Sekunde! Hier, trinken Sie! Einen Schluck bloß! Noch einen! Ist's besser jetzt? Und nun werden Sie sich hinlegen. Ich werde Ihre und meine Reisedecke zurechtmachen. Kopf hoch, Junge! Und versuchen Sie jetzt zu schlafen, wenn Sie können."

Aber Ashton konnte nicht einschlafen. Seine Nerven waren in einer sehr bösen Verfassung. So kräftig er war, es war doch zu viel, was er in den letzten sechsunddreißig Stunden zu ertragen hatte. Der Amerikaner suchte aus seinem Reisetäschchen ein kleines Nickel-Etui hervor und entnahm ihm eine Pravaz-Spritze. Zwei Minuten später hatte Ashton eine Morphium-Injektion in den Unterarm erhalten, auf die er sofort reagierte und einschlief. Der Amerikaner legte sich auf die andere Bank hin, streckte sich aus, stopfte sich seinen Ueberrock unter den Kopf, gähnte einige Male und schlief auch ein. Auch er war müde und sehr abgespannt.

Der Zug fuhr zurück aus dem Busch gegen den Westen, träg und müde. Die beiden Männer lagen auf ihren Bänken stundenlang, ohne sich auch nur zu rühren. Spät am Nachmittag begann der Amerikaner unruhig zu werden, stöhnte im Schlaf und wälzte sich auf seinem Lager hin und her. Der Abend däm-

Ein Weihnachtslied

Weihnacht ist's. Die Flocken wiegen
Leise sich im Winterwinde.
Wiederum die Kunde fliegen
Hör' ich von dem Jesuskinde,
Von dem Freund der elend Armen,
Der die Welt gelöst von Sünden,
Der der Menschenliebe Fackel
Allen Brüdern wollt' entzünden.

Und ich hör' Posaunen klingen,
Höre fromme Liebesworte,
Wohlgenährte Bürger dringen
Emsig durch der Kirche Pforte,
Ihre warm umhüllten Leiber
Füllt ein andachtsvolles Grausen —
Doch die Armen geh'n vorüber,
Doch die Armen bleiben draußen.

Christe du, du Freund der Armen,
Der die Wechsler trieb vom Tempel —
Deine Lehre vom Erbarmen
Trägt jetzt einen andern Stempel!
Eine Waffe ist sie worden,
Reichen Hab' und Gut zu bürgen,
Eine Waffe ist sie worden,
Trotz'ge Armut zu erwürgen.

Und doch sind wir jene Armen,
Denen du das Heil verkündet,
Denen du der Bruderliebe
Heil'ge Fackel hast entzündet,
Jene die du führen wolltest
Hirtengleich zu bess'rem Leben,
Denen du im Opfertode
Noch dein Bestes hingegeben.

Siehe an dein Volk der Armen,
Sieh' ihr Elend an hienieden,
Während jene ohn' Erbarmen
Neue Wucherpläne schmieden.
Und da sollten wir mit jenen
Hin zu deinen Damen ziehen? —
Wo die Volksbedrücker beten,
Mag der Armut Volk nicht knien

Christe du, du einst Gekreuzter,
Laß in stolzen Kathedralen
Jetzt vor feisten Pharisäern
Deine Liebeslehre strahlen —
Wir, die Zöllner und die Sünder,
Tragen, wie einst du, Rebelle,
Uns're neue Liebeslehre
In die Hütten, in die Ställe.



Das germani'che Julfest
mit dem in den „geweihten Nächten" die Sonnenwende gefeiert wurde, ist der Vorläufer des Weihnachtsfestes. Die christliche Kirche hat das heidnische Fest in ihren Ideenkreis einbezogen und allmählich zu ihrem größten Feste ausgestaltet.

Alle Jahre wieder …

Von Gottfried Rotstiftel.

Nun sinkt die Dämmerung durch die schrägen Dachfenster meiner Junggesellenbude. Eigentlich liebe ich diese Dachfenster, die wie Lichtschächte sich gen Himmel steilen und mir manchmal wie große Fernrohre vorkommen, deren feinste Linse in meinem Kopf und Herzen sitzt. Auch heute bahnen sie mir einen Weg ins All. Unsere ewigen Freunde dort oben haben schon ihre Lichter angesteckt. Blauflimmernd schaut Frau Venus auf meinen aufgeräumten Schreibtisch und spiegelt sich kokett in der abgelegten Brille.

Ja, ja, diese krampfhafte Heiligabend-Stimmung in einer Junggesellen-Baude ist eine unangenehme Sache. Man fühlt sich vernachlässigt. Und lästige Gedanken an rotbäckige Aepfel, Tannenreiser, Kinderlachen und weiche Frauenhände ziehen durch den Raum. Am Boden spielen rote Lichter aus dem Kaminfeuer wie neckende Finger. Sonst gefällt mir dies Spiel und regt mich zum Denken an. Heut' macht's mich nur noch trübseliger.

Selbst mein struppiger Köter ist in unbehaglicher Stimmung. Er gähnt öfter als sonst und, wie mir scheint, mit verletzender Anmaßung. So etwas, als wollte er sagen:: „Tja, wenn wir Kinder hätten, mit denen man ein bißchen tollen könnte. Du aber — —!" Sein Hundeblick ist vorwurfsvoll. Sicher traut er sich selbst in dieser Beziehung bedeutend mehr zu wie mir; wie er auf jedem Spaziergang zu beweisen versucht. Gäb es für Hunde ein Alimentengesetz — armer Strupp.

Faust, geliebter Freund, der über manche Stunde schon hinweggeholfen hat, komm' auch heute herab. Was kümmert uns die scheinheilige Weihnachtspredigt. Der Nazarener würde sich ja doch wundern, wenn er manchen seiner Geburtstags-Festgenossen sehen könnte. Also die Nase ins Buch. Ruhig, Strupp! „Pudel, willst du den Raum mit mir teilen, lasse dein Knurren, lasse dein Heulen."

Es geht heute doch nicht so wie sonst. Diese verflixten Erinnerungen, die einem den Tannenduft in die Nase steigen lassen.

Nanu? Kein Zweifel; es hat geklingelt. Am heutigen Abend bei mir, vier Treppen hoch. Einen Augenblick lang spiele ich mit dem Schicksal; so wie man eine feine Porzellanfigur auf der Fingerspitze balanciert. Sollte doch noch …? In meine einsame Bude? Zwei leuchtende Schelmenaugen tauchen auf, verschwinden wieder? Unsinn, alter Knabe. Also öffnen wir dem Weihnachtsengel.

. Das ist aber wirklich geschmacklos, meine Herrschaften. Da steht gespreizt und würdevoll ein Mann in Uniform und blauer Mütze mit einem grünen Steuerzettel in der Hand. Das also ist mein Christkind? Laßt sehen, wes Inhaltes ist dein Dokument. Na also! Jugend etwas mit der Christenheit hat die Sache schon zu tun. Das Ratsvollstreckungsamt (fürchterlicher Name, man denkt dabei an Galgen und Beil) verlangt von nun an endgültig Kirchensteuer. Evangelische Kirchensteuer. Das ist lustig, denn ich habe im Leben nie zu den Gläubigen der evangelischen Kirche gehört: ergo kann sie auch nicht mein Gläubiger werden. Seit undenklichen Zeiten gehöre ich überhaupt keiner Kirchengemeinschaft an. Und alljährlich trage ich mit peinlicher Genauigkeit in die großen vorwitzigen Fragebogen der Stadt ein: wes Nam', Stand und Art ich bin, wieviel Orden und Ehrenzeichen mein Urgroßvater hatte, welche Religion usw Peinlich genau. Und alljährlich kommt die fromme evangelische Kirchengemeinde und verlangt von mir Steuern. Und jedesmal entspinnt sich ein papierner Kampf, der schließlich mit einer Niederlage der steuerhungrigen Kirche endet. Aber diesmal geht sie forscher ins Zeug: „. . . zur Vermeidung der Pfändung sofort zu bezahlen."

So sieht das Christkind aus! Ich lese mit boshafter Freude halblaut die Stelle, die zufällig im „Faust" aufgeschlagen, während der Beamte sich hoheitsvoll entfernt:

Die Kirche hat einen guten Magen,
hat ganze Länder schon gefressen
und hat noch nie sich übergessen.
Die Kirch' allein, meine guten Frauen,
kann ungerechtes Gut verdauen!

So habt ihr's immer gemacht, ihr Herren mit den kaltfrommen Gesichtern. Wo das Christkind mit vollen Händen spendete, da schicktet ihr den Steuer-Exekutor.

Ich lasse mich doch pfänden. Das wird ein Spaß. Mit vergnügtem Lächeln nehme ich meine letzte Flasche alten Port aus der geheimsten Ecke des Schreibtisches. Man muß dem Christkind einen Tropfen weihen; wer weiß, ob es nicht doch noch kommt?

In die besinnliche Stille meiner Gedanken tropft ein altes Weihnachtslied, von hellen Kinderstimmen unter mir gesungen:

Zwei Engel si—i—nd hereingetreten — — — — — — — —

Vielleicht kommen die beiden Englein doch noch zu uns, zu meinem Freund Strupp, der resigniert eingeschlafen ist, und zu mir. Und so bin ich wirklich noch zu meiner Weihnachtsstimmung gekommen.

„Weihnachtsmann!"

Von Trude E. Schulz.

Der Markt war zu Ende. Die Händler brachen ihre Buden ab und verluden ihren Kram auf die Wagen, die in dicht geschlossener Kette den Platz umstanden. Hier und da begann sich die Reihe schon zu lockern. Unter „hü" und „hott" zogen die Pferde an, Räder knirschten, rollten davon. Am Ende des Platzes fingen die Straßenkehrer schon mit ihrer Säuberungsarbeit an. Es schien, als hätten es heut' alle besonders eilig. Selbst die Autos an der Haltestelle wurden so lebhaft begehrt wie sonst nie. Kaum daß ein Wagen wenige Minuten stand, so hatte er auch schon einen Fahrgast gefunden, der meist mit Paketen schwer beladen war.

Heute war heiliger Abend.

Plötzlich stoppten die Straßenkehrer ihre Arbeit. Der Alte war gekommen. Er fand sich immer an Werktagen hier ein, um die Abfallhaufen nach verwendbaren Resten zu durchsuchen. Er kam von weit her, vom anderen Ende der Stadt. Seine Beute mochte auf dem Markt in der vornehmen Gegend ergiebiger sein als in einem armen Viertel.. Manches wurde wohl hier zum Abfall geworfen, für das es dort noch willige Käufer gab.

Niemand wußte auf dem Platz, wie der Alte hieß. Aber alle kannten ihn, Straßenkehrer, Händler, Chauffeure. Man nannte, ihn „den Alten". Die Straßenkehrer fegten nichts von den Resten fort, was der Alte nicht vorher durchstöbert hatte. Vieles wanderte in seinen Sack: angefaultes Obst, Kohlblätter, einzelne Rüben, aber auch Papier und Kistenbretter.

Der Alte sprach nie. Selbst wenn einer der Chauffeure ihm ein appetitliches Frühstücksbrot zusteckte, so knurrte er nur unverständlich. Es schien, als habe er das Sprechen verlernt — falls er es je gekonnt hatte.

Sein Aussehen war erbärmlich. Er trug im Sommer wie im Winter, bei Regen und bei Sonnenschein eine Joppe und eine Hose, die in längst vergangenen Zeiten vielleicht eine Farbe gehabt hatten. Jetzt schillerten beide Kleidungsstücke speckig in unbestimmbaren Tönen. Auf dem Kopf hatte der Alte ein turbanähnliches Gebilde, das aus einem grauen Strickschal geknotet war.

Heute schien die Ausbeute besonders reich gewesen zu sein. Sein Sack war dick und prall. Obenauf hatte der Alte mit einem Strick die Tannenabfälle gebunden, die ihm ein Händler von dem Weihnachtsbaumstand geschenkt hatte.

So wollte er heimtraben. Da kam die Autodroschke Nr. 890 angefahren. Der Chauffeur beugte sich heraus, noch ehe der Wagen hielt, und rief den Straßenkehrern zu: „Hallo, ist der Alte noch da?" Die Straßenkehrer schrien aus Leibeskräften dem Alten quer über den Platz nach: „He, he, Alter!" bis der Alte sich umwandte und zurückkam.

Der Chauffeur von Nr. 890 zog unter seinem Sitz ein großes Paket vor: „Da, Großvater, weil heute Weihnachten ist?"

Er sah mit eifrigen Kinderaugen zu, wie der Alte es aufwickelte. Ein dicker schwarzer Chauffeurmantel und eine abgeschabte, pelzgefütterte Ledermütze kamen zum Vorschein. „Es sind bloß alte Sachen von mir, aber meine Frau hat sie ganz ordentlich instand gesetzt", sagte der Geber entschuldigend. Aber in seiner Stimme klang die Freude über die schönen warmen Dinge, die dem Alten doch augenscheinlich so bitter not taten.

Der Alte antwortete nichts. Mit heftigen, beinahe unwirschen Bewegungen fuhr er in den Mantel, der ihm viel zu lang war und fast bis auf die Schuhe reichte. Dann stülpte er sich die Mütze auf. Seinen Turban schob er in den Sack. Während seine Hände noch ein wenig verständnislos am Mantel entlangtasteten, sagte er: „Schön warm." In seinem mageren, zerfurchten Gesicht bewegte sich kein Muskel. Aber der Chauffeur begriff sehr gut, daß in diesen beiden Worten mehr Anerkennung für seine Gabe lag, als sie der überschwenglichste Dank hätte geben können. Er strahlte über sein ganzes gutes Jungengesicht: „Großvater, jetzt seh'n Sie aus wie 'n richtiger Weihnachtsmann!"

Da kam ein Fahrgast. Der Chauffeur drückte dem Alten schnell noch ein Geldstück in die Hand, kurbelte an und fuhr los.

Der Alte stapfte durch den dicken, grauen Straßenschmutz davon. Das weiße Flockengeriesel, das seit Stunden herabflaute, verwandelte sich auf dem Erdboden in schlammig-zähen Morast. Der Himmel hing tief herab und hüllte die späte Mittagsstunde schon in abendliche Dunkelheit. Aus den Läden, die sich in diesem westlichen Stadtteil zu endloser Kette reihten, schoß das elektrische Licht breite Garben von Helligkeit. Der Vorübergehende wurde von ihnen eingefangen und umschmeichelt: sieh! kauf! knisternde Seide! buntes Spielzeug! köstliche Blumen! appetitliche Fleischwaren!

Der Alte schritt ohne Interesse durch die Lichtfülle, an den hastigen Menschen vorüber, die ihm und seinem unsauberen Sack so weit auswichen, wie es das Gedränge in den Straßen zuließ. Er merkte es nicht. Mantel und Mütze umhüllten ihn mit angenehmer Wärme. Der zahnlose Mund zerkaute in der Erinnerung langsam die Worte, die die Gaben begleitet hatten als koste er dabei ihre wohlige Behaglichkeit aus: „Da, Großvater, weil heute Weihnachten ist."

Das Wort „Weihnachten" weckte keine freundlichen Gedankenverbindungen für den Alten. Aber nun schmeckte es nach Wärme. Der Alte dachte an seinen kleinen Kochofen, an die angefaulten Aepfel, die er aus den Marktabfällen herausgesucht hatte und die in seinem Sack lagen. Wie schön würden sie auf der eisernen Platte braten!

Niemand sorgte für den Alten, und der Alte sorgte für niemand. In der Elendsgegend, in der er lebte, hatte jeder genug an sich selber zu denken. Der Alte hauste in einer engen Kammer, in der ein Bett mit einem schmutzigen Strohsack, zwei Kisten und ein Kochofen stand, und empfand weder Leid noch Kummer darüber. Nur für Kälte und Hunger war ihm n[illegible] Gefühl geblieben. Sonst war er stumpf und tot.

Nun aber stieg aus dem Satz: „Da, Großvater, weil Weihnachten ist," langsam eine Wärme empor, von der der Alte glaubte, sie wachse aus dem Mantel und der Mütze heraus; aber ihr Nährboden war ein lebendiges Menschenherz. Der Chauffeuer von Nr. 890 hatte heute dem Alten außer den Kleidungsstücken und dem blanken Zweimarkstück noch etwas anderes geschenkt, wirkliche Festfreude, die im Glauben an den Menschen, in der Liebe zum Menschen ihre Wurzel hat.

Die Läden zeigten sich allmählich vereinzelter, in spärlicherem Licht. Ab und zu sprang das Wort „Weihnachtsmann" hinter dem Alten her und drang durch den Lärm der Straße der Straße an sein Ohr, dazu das Lachen von Frauen, die in dieser Gegend keine Furcht mehr hatten, daß sie sich an ihm beschmutzten könnten, und die, ihm ihre kleinen Knirpse manchmal geradewegs in die Arme schickten. Dann zog der Alte die buschigen Augenbrauen in die Höhe und bewegte die Hand mit dem Stock halb winkend, halb drohend gegen die Kinder.

Die Straßen wurden stiller, menschenleerer, die Geschäfte immer unauffälliger. Nur die Kneipen betonten ihr Dasein durch Lärm und Fuseldunst. „Weihnachtsmann!" der nun schon oft gehörte Ruf freute den Alten jetzt. Doch er wollte ohne Aufenthalt weitergehen, als eine andere Stimme erklang: „Quatsch nich, Bieschen, den ham bloß de Reichen, 's is n' oller Mann."

Da blieb der Alte stehen, trat in den fahlen Dunstkreis einer Laterne, halfterte den Sack ab und wühlte lange darin herum. Endlich hatte er gefunden, was er suchte: vier mäßig faule Aepfel und, die Hauptstücke seiner heutigen Sammlung, zwei dicke, durchaus untadlige Apfelsinen, die sich bei dem eiligen Geschäft des weihnachtlichen Marktes in den Abfall verirrt haben mochten.

Weihnachtssitten in aller Welt



Auch in Japan hat der Weihnachtsmann seinen Einzug gehalten.



In Schweden flechten die Bauernmädchen Kreuze aus Tannengrün zum Schmuck des Weihnachtstisches.

Er ergriff noch einen Tannenzweig, streckte dann die Hände mit dem Zweig und den Früchten weit von sich, so daß man ihren Inhalt deutlich erkennen konnte. „He,“ rief er, „ihr beiden!“ Und unwillkürlich kamen ihm dieselben Worte auf die Lippen, die der Chauffeur gebraucht hatte: „Weil heute Weihnachten ist!“

Aus der Dämmerung eines Hauses lösten sich zwei winzige Kindergestalten; vier Hände packten gierig die hingehaltenen Gaben. Dann trabten vier Füße davon, so eilig, als müßten sie gestohlenes Gut in Sicherheit bringen. Erst im Schutz der Haustür machten sie halt.

Durch einen schmalen Türspalt starrten die Kinder dem Wunder nach, das sich, im langen schwarzen Mantel, den Sack auf dem Rücken, langsam in der Dunkelheit verlor.

Als der Alte in seiner Kammer angelangt war, machte er Feuer im Ofen und legte oben auf die Platte die beiden Aepfel, die ihm noch geblieben waren. Während er auf ihr Garwerden wartete, löffelte er ein Stück Brot, das er in Zichorienkoffee geweicht hatte. Dabei überlegte er, was er sich für die geschenkten zwei Mark leisten könne. Das Problem schien ihm sehr schwer zu bewältigen.

In tiefes Nachdenken verloren, glitten seine Blicke durch den Raum.

Da plötzlich erkannte er ihn. Er sah die Dinge, zwischen denen er so viele Jahre vegetiert hatte. Nein, er sah mehr. Die Wände schienen durchsichtig zu sein. Er konnte in alle Räume des Hauses blicken, in denen Diebe und Verbrecher, Kranke und Elende eine armselige Zuflucht hatten. Der Alte war wieder zum Menschen geworden; aber dieser Mensch stand nun in einer Welt, die er nur in jähem, furchtbarem Entsetzen begreifen konnte. Draußen, am anderen Ende der Stadt, lebte man in Glanz und Helligkeit — hier war Finsternis und Tod.

Plötzlich sah der Alte auf seinen Mantel, und wie gedankenlos murmelten seine Lippen: „Da, Großvater, weil heut' Weihnachten ist.“ Fast zuckte es wie ein Lächeln über seine Züge. Er erinnerte sich der furchtsamen, ungläubigen Kinderhände, die das Obst aus seinen Fäusten genommen hatten, und sagte noch einmal ganz leise: „Großvater.“

Durch die dumpfe Luft der Kammer drang der Duft der langsam brodelnden Aepfel. Der Alte schnupperte ihn zufrieden schon halb im Traum.

Dann glitt er langsam hinüber in eine Welt ohne Elend und ohne Bitterkeiten, in eine Welt, in der alle Menschen und Dinge die Nr. 890 tragen und aus der er nicht mehr zurückzukehren brauchte.

Um Weihnachten

Aus dem Roman „Zum Lande der Gerechten“.
(Verlag Büchergilde Gutenberg.)

„Zehn Zigaretten, bitte.“ Günther legte ein Fünfzigpfennigstück auf den Ladentisch. „Ihr Vater ist wohl nicht da, Fräulein Hilde?“

„Nein, er wurde plötzlich zu einer Sitzung gerufen . . . Was rauchen Sie doch gleich für eine Marke?“

„Ganz piepe.“ Er fingerte an seinem Augenglas und betrachtete die schlanken, fast kindlichen Linien ihrer Gestalt, die ihm jetzt den Rücken wendete. Der dunkelblonde Bubenkopf mit seinen natürlichen Locken fesselte immer wieder seinen Blick. Der weiße Hals, von einer fast krankhaften Zartheit, verwirrte ihn.

Dann, als sie ihm die Kartons zur Auswahl vorlegte, sah er nur die schlanken, blassen Finger.

„Also welche, Herr Günter?“

Nun blickte er halb lächelnd ins Gesicht. Die scharf schattierten Brauen über den großen Augen fielen ihm auf. Und der Mund, der ihm fast zu groß für das schmale Gesicht erschien, aber seine starke Linie durch das matte Rot der vollen Lippen milderte. Wie trotzig das energische Kinn in diesem kindlichen Antlitz wirkte!

„Wollen Sie mich malen?“

Er errötete, beugte sich auf den Ladentisch, riß aufs Geratewohl eine Schachtel auf und zündete sich ein Stäbchen an. Rückte den Mantel zurecht, hustete: „Recht kalt heute.“ Stupfte gedankenlos die Zigarette in den Aschbecher.

„Wenn es so weiterfriert. —“

„Wird das Eis immer dicker.“ Sie lachte. „Und wenn es gar nicht zu frieren aufhört, ist es noch länger kalt.“

Wie überlegen erwachsen sie tat. Machte sich lustig über ihn! Da mußte die Wissenschaft her. „Es gibt Naturforscher, die der Erde eine neue Eiszeit, und andere, die uns ein tropisches Klima prophezeien.“

„Ich bin für das Tropische, dann krieg' ich vielleicht eine braune Haut.“

„Finden Sie die so schön?“

„Es sieht so gesund aus. Heini Gleditsch sagt, mein Teint ist krankhaft. Wie die Kellerkeime der Kartoffel, sagt er.“

Günter war empört: „Ihr Teint ist herrlich, Fräulein Hilde! Wunderschön, apart!“ Er wagte es, vorsichtig über ihre Hand zu streichen.

„So? Na, es ist wohl auch nicht so wichtig.“

„Doch.“ Alfred richtete seine Brillengläser voll auf sie.

„Auch Schönheit ist wichtig, Fräulein Hilde.“

„Wie alt sind Sie eigentlich, Günter?“

„Ich — ich bin im Sechzehnten. Warum?“

„Weil Sie manchmal wie ein weiser Rabbi sprechen. Ich glaube, Sie studieren zuviel.“

„Kann sein. Mein Vater sagt: Fressen mußt du die Bücher und nie wieder vergessen, was du gelernt hast, damit du später mal alle in den Sack stecken kannst. Am liebsten ließe er mich mit allen Wissenschaften der Welt nudeln — wie man Gänse fett macht.“

Sie lachte. „Und holen sich noch dicke Scharten von Niels Schuppe?“

„Die sind Erholung für mich. Nein, Erholung ist nicht das richtige Wort. Eine andere Welt. Schwer einzudringen, das ist wahr. Aber fruchtlose Wahrheit spricht einen an. Gewaltiges Ethos. Mut zum Umsturz.“ Er mißhandelte wieder eine Zigarette im Aschbecher. „Wir gehen ja wie in einer Wüste, Fräulein Hilde.“ Er sah auf. „Sie machen auch ein Sphinxgesicht . . . Quälen uns mit Rätselfragen und —“ — „Und?“

„— eines Tages gehen wir daran zugrunde.“

„Dürfen Sie als junger Mensch so pessimistisch sein?“

„Ich fühle es. Ich — in mir ist so vieles —,“ er starrte geradeaus, — „so etwas Großes und Heißes — und fällt immer wieder machtlos zusammen.“

Die Uhr der Kirche schlug.

„Ich muß den Laden schließen. Setzen Sie sich in die Stube. Ich koche uns eine Tasse Tee.“

Der Kanarienvogel gab ein paar leise Pieptöne von sich, als das Licht aufflammte.

Ein schmales Sofa, ein schmaler Tisch.

Alfred legte den Mantel ab und setzte sich in eine Sofaecke. Er hörte Hilde mit Geschirr hantieren. Betrachtete das Zimmer. Einziger Wandschmuck: ein Bild von Bebel. Einziger „Luxus“: ein Bücherschrank, vollgestopft mit Werken, Broschüren und Zeitungen.

„Zucker?“ Er sah nur die zarten Finger des Mädchens. Trank. „Ach, das tut gut.“ Strich sich das borstige Haar. Nahm die Brille ab. „Goethe mochte keine Brillenmenschen leiden. Finden Sie das nicht ungerecht?“

„Sehr. Wenn einer gute Augen hat, soll er sich freuen, aber nicht hochnäsig werden. Essen Sie einen kleinen Kuchen. Ich hab sie selber gebacken.“

„Ja, dann —.“ Er griff hastig zu. „Es ist riesig gemütlich bei Ihnen, Fräulein Hilde. Es ist — es ist wunderbar schön hier.“

„Sagen Sie bloß nicht immer Fräulein. Wir sind doch Jugendgenossen.“

„Ja, gern, sehr gern, Hilde. Genossen. Ein schönes Wort. Nur abgegriffen und darum oft seelenlos.“

„Was? Denken Sie an das Wort Mutter. Kein Wort wird häufiger gebraucht. Und bleibt doch ein schönes Wort.“

„Ja, Goethe sagt —“

„Lieben Sie Ihre Mutter? Ich kann die meine nie vergessen.“

„Meine Mutter ist ein guter Mensch, aber indolent — mehr kann ich von ihr nicht sagen.“

„Und Ihr Vater?“

Günther starrte in die Teetasse. „Mein Vater ist kein guter Mensch. Mein Vater —“, er blickte das Mädchen voll an und sprach leise, „mein Vater ist ein brutaler Egoist. Schrecklich, daß ich es sagen muß, Hilde; ich hasse und verachte ihn — das ist mir vor einer Stunde klar geworden.“

Sie strich ihm mitleidig übers Haar.

„Ich bin so einsam, Hilde.“

Sie nahm seine Hand. Er saß geduckt da.

„Bald ist Weihnachten. Die Glocken werden feierlich läuten. Von den Kanzeln tönt die Geschichte vom Jesuskindlein. Vom armen Joseph, von der heiligen Mutter, vom Stern im Morgenlande und von der Nächstenliebe, die doch das Höchste ist. Das geht nun schon an die zweitausend Jahre so. Das Christentum hat die Welt erobert. Aber es hat seine Seele dabei eingebüßt. Wenn ich denke, daß es auch einmal dem Sozialismus so gehen könnte, dann erschauere ich in mir. Wenn die Idee zum kalten Wort erstarrt und Geist und Herz erfrieren — es wäre furchtbar, Hilde.“

Sie nickte, sah ihn gedankenvoll an: „Mein Vater hat viele Opfer gebracht. Heute ist es kein Kunststück mehr, Sozialist zu sein. Wer riskiert noch etwas dabei?“

„Hauptaktionärin der Papierfabrik ist Frau von Pennelsdorf, eine sehr fromme Dame, hat der Kirche ein buntes Fenster: Mutter Maria mit dem Kind, gestiftet. Heute entläßt die Papierfabrik zur Feier des Weihnachtsfestes zweihundert Familienväter. Unter heuchlerischen Vorwänden.“

„Das wollten Sie meinem Vater sagen? Er weiß es schon. Deshalb hat er die Sitzung. Es ist furchtbar.“

„Fünfhundert Menschen wird die Festfreude ausgelöscht. Den Kindern der Christbaum gestohlen. Den Frauen das graue Elend ins Haus geschmissen!“

Günter ballte die Fäuste. Sein Mund zitterte. Tränen standen ihm in den Augen. Er schluchzte auf: „Und mein Vater beschönigt die Lumperei!“

Hilde stand fassungslos da. Legte mütterlich einen Arm um seinen Nacken: „Günter, Sie dürfen sich das nicht so zu Herzen nehmen!“

„Doch!“ Er verbarg das Gesicht in den Händen. „Weil die Menschen sich nichts zu Herzen nehmen, weil sie alles ertragen, was anderen Schlechtes zugefügt wird, darum ist die Welt so gemein, so erbärmlich.“

„Es ist wohl so.“ Hilde packte ihn bei den Ohren und richtete seinen Kopf auf, wie Mütter es zuweilen tun. „Du bist doch ein Mann! Und ein Mann muß kämpfen, aber nicht jammern!“

„Ja.“ Er holte das Taschentuch hervor und schnaubte sich die Nase. „Ich weiß, ich habe die echt männliche Hundeschnäuzigkeit noch nicht, die kaltlächelnd alles hinnimmt, wenn es ihr selbst nur gut geht. Und du? Du hast auch kein Herz.“

Hilde sah ihn ernst, mit großen Augen an. Dann lächelte sie: „Du dummer Junge!“ Nahm seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn auf den Mund.

Er wollte sie nicht mehr loslassen, umschlang sie mit beiden Armen, preßte sie an sich und küßte sie wild wieder und wieder.

Keuchend, mit Mühe befreite sie sich.

„Du mußt jetzt gehen, Günter.“

Sie reichte ihm den Mantel, half ihm hinein, verfolgte mit dem Blick jede seiner Bewegungen — Erstaunen, Vorsicht in den Augen.

Er war wie blind. Lächelte in sich hinein. Sagte leise: „Ich glaube, ich träume.“

Als er auf die dunkle Gasse trat, reckte er selig die Arme.

Ernst Preczang.

Die Kiste mit den 41 Lichtern

Von Sven Hedin.

Seit einiger Zeit hatten wir alle Lichtstümpfe aufgehoben und besaßen nun 41 Stück von verschiedener Länge. In der Mitte meines Zeltes stellten wir eine Kiste auf, auf der wir die Lichter so anbrachten, daß die größten in der Mitte standen und die anderen nach den Ecken hin immer kleiner wurden. Das war unser Weihnachtsbaum! Als alle Lichter angezündet waren, schlugen wir die vorderen Zipfel des Zeltes zurück, und ein Gemurmel des Erstaunens erhob sich unter den Ladakis, die sich inzwischen draußen halten versammeln müssen. Sie sangen ein Lied in weich an- und abschwellenden Tönen; es ließ mich den Ernst des Augenblicks vergessen; in das flackernde Spiel der Kerzenflammen starrend, lasse ich die langsamen Minuten des heiligen Abends verrinnen. Die schmachtende Weise wird bisweilen durch ein donnerndes „Chavasch“ und „Chabbaleh“, in das alle, wie Schakale heulend, einstimmen, unterbrochen. Vom Zelt aus schwach beleuchtet und vom Silberlicht des Mondes überflutet, nehmen sich meine Leute phantastisch aus, als sie sich unter dem Lärm der Kasserole taktfest in den Tänzen ihrer Heimat drehten. Die Tibeter benachbarter Zelte glaubten jedenfalls, daß wir alle verrückt geworden seien, vielleicht aber haben sie auch gedacht, daß wir Beschwörungstänze aufführten und Opferlampen angezündet hätten, um unsere Götter milde zu stimmen. Und was die Wildesel, die am Seeufer weideten, sich dabei dachten, das kann niemand wissen.

Großes Vergnügen bereitete uns unser junger Führer, der sich mitten in die Zelttür setzen mußte. Ohne einen Laut von sich zu geben, starrte er bald die Lichter an, bald mich. Staunenerregende Geschichten wird er seinen Stammverwandten hiervon erzählen können, und durch die Ausschmückungen, die er und die Fama ihnen noch verleihen wird, werden sie sicherlich nicht verlieren! Vielleicht lebt die Erinnerung an unseren Besuch in dieser Gegend fort als Erinnerung an seltsame Feueranbeter, die vor einem mit 41 brennenden Lichtern geschmückten Altar getanzt und gebrüllt haben! Als man den Jungen fragte, wie ihm die Illumination gefalle, erwiderte er nichts. Wir lachten, daß wir uns krümmten, aber das genierte ihn auch nicht, er glotzte weiter mit erstaunten Augen umher. Als er sich am nächsten Morgen wieder etwas besonnen hatte, sagte er Tundup Sonam im Vertrauen, daß er schon mancherlei erlebt habe, aber etwas so Merkwürdiges wie der gestrige Abend sei ihm noch nicht vorgekommen! Er hatte jedoch die Nacht nicht bei uns schlafen wollen, sondern war nach den Zelten seiner Stammesbrüder gegangen. Und am ersten Feiertag bat er um Erlaubnis, nach Hause zurückkehren zu dürfen!

Weihnachtserinnerungen

Auf dem Tisch liegt eine Einladungskarte. „... wie schon seit zwanzig Jahren ... Wohltätigkeitsverein ... Bescherung armer Kinder ...“ Das hat mein Mann erwischt: „Also gibt es immer noch denselben faulen Zauber? Als ich noch ein Bub war, bin ich auch immer so beschert worden. Das war eine scheußliche Geschichte ...“ Und dann erzählt er auf mein Bitten:

„Also ich war ein evangelischer Bub. Und gerade weil die Mutter katholisch war, hat mir immer der evangelische Verein beschert, und weil sie eine Witfrau war, haben wir's auch recht brauchen können. Erst mußte man drum einkommen, dann haben sie einen geladen. Lange Tafeln sind dagestanden, für jeden einen Teller mit Pfefferkuchen, Nüssen und Aepfeln und noch ein paar nützliche Sachen. Handschuhe und einen Sweater habe ich gekriegt. Aber ehe sie uns das gegeben haben, hat es erst ein Spiel gegeben, und dann hat der Pastor geredet, und die Erwachsenen haben dann immer hochgeschnupft und geheult. Wir Kinder aber haben bloß gewünscht, daß wir an die Tafel herandürften, und wenn wir dann endlich einzeln herangerufen wurden, dann haben wir uns gegenseitig auf die Teller geschaut, ob andere nicht mehr hatten. Manchmal sind die Damen noch „lieb“ zu uns gewesen, und wer besonders arm war, wurde extra vorgestellt, und das war sehr scheußlich, und auch wenn man innerlich immer gedacht hat: „Ihr könnt's mich ...“ hat man sich doch sehr geniert. Die Kuchen hat man schon auf dem Nachhauseweg gegessen. „Dankbar“ bin ich nie gewesen; ich hab immer dran gedacht, daß die Leute so viel mehr haben, und daß sie uns so als „arme Leute“ ausgestellt haben. Und ich bin drum doch nicht evangelisch geblieben. Hernach hat meine Mutter mir beschert, zwei Schachteln Bleisoldaten um ein Zehner, für den Baum habe ich mitverdient, ein Pfund Printen haben wir gekauft und ein Pfund Schweinernes gebraten, und das Fest hat mich gefreut, weil's mein war. Nachher bin ich noch zu meinem Cousin gegangen, da hat sich meine Tante geniert, weil ich so ein armseliger Bub war und hat mir eine Tüte Kuchen in die Hand gesteckt, so Lebkuchen, die nicht ganz richtig geformt waren und die sie nicht auf die Teller hat legen mögen; aber ich bin mit meinem Cousin in die andere Stube gegangen und er hat mir seine neue Eisenbahn gezeigt und geschimpft, daß ihm „der alte Affe nicht eine größere gekauft hat, wo er doch sonst bloß alles versauft“. Und dann haben wir gespielt und er hat gemeint, die Großen könnten uns den Buckel raufsteigen. So sind alle Weihnachten gewesen, bis ich vierzehn war, da hab ich als Viehtreiber auf dem Viehhof angefangen und Geld verdient. Für die Mutter aber war es zu spät: die hat die Sorge verrückt gemacht, ein Jahr später haben sie sie in die Anstalt gebracht.“

Nun muß ich meine Weihnachten erzählen. „Das Schönste war die Zeit vorher, wenn ich mit Beers und Rummels Jungen Weihnachtshampelmänner kleben durfte. Die sind damit auf den Weihnachtsmarkt gezogen, um sich Weihnachtsgeld zu verdienen, und das war für mich sehr romantisch, und wenn ich einmal einen zu verkaufen kriegte, dann kam ich mir sehr tüchtig vor. Und wenn auch die Jungen es nicht so sehr notwendig hatten, auf den Weihnachtsmark zu gehen, wir spielten alle drei ein bißchen „arme Kinder“, sonst hätten wir keine Geschäfte gemacht. Das war fast die größte Weihnachtsfreude, denn daß man viel und reichlich bekam, verstand sich von selbst, und daß Papa und Mama sich immer am Heiligen Abend zankten, war auch selbstverständlich. Wenn es Kleidung gab, war ich sehr enttäuscht, die gehörte sich so wie so, und Bücher, die ich haben wollte, kriegte ich doch nie. Einmal haben sie mir eins geschenkt und dann die ganzen Feiertage durch skandaliert, daß so ein kleines Buch vier Mark gekostet hätte. Dann haben sie mir immer nur noch die Weihnachtsprämien vom „Lokal-Anzeiger“ geschenkt, schauderhafte Klassikerausgaben, zwei Bände für'n Taler. Nie bin ich mir so allein vorgekommen wie um Weihnachten, und ich war immer froh, wenn die Schule wieder anfing.“

Das waren unsere Weihnachtserinnerungen, zwei Kinderschicksale, die sich sonderbar genug verknüpft haben, zwei recht verschiedene Vorschulen für den großen Kampf des Lebens, für den Weg zum Sozialismus. Und wenn ich auch damals für all die armen kleinen Händler auf dem Weihnachtsmarkt eine üble Schmutzkonkurrenz gewesen bin, heute weiß ich, was mich damals heraustrieb aus der satten Bürgerlichkeit meiner Familie: Mitfreude und Mitleid wollte ich erleben, ein armer kleiner Bettler, den kein noch so reich besetzter Gabentisch erfreuen konnte, weil auch für mich die Weihnachtsglocke zu Hause nichts war als ein tönend Erz und eine klingende Schelle, denn es war nicht Liebe, die sie läutete.



„Anbetung der Heiligen drei Könige“
Mittelstück des dreiteiligen Gemäldes von dem Niederländer Herri met de Bles (etwa 1480—1521), jetzt in der Münchener Pinakothek.

Weihnacht in Douaumont

Von Hermann Schützinger.

Der Zug fährt in den Bahnhof einer Kleinstadt mit ländlichen Vorstädten und reichlich viel Stallbaracken und Kasernen. Auf den ersten Blick könnte man glauben, in Metz, Landau, Ulm oder Regensburg zu sein.

Doch schon schreien die ersten, recht primitiv aufgemachten Plakate zu beiden Seiten der Gleisanlagen:

„Habillez-vous vetements de la Cave — —!“

„Chaussez-vous aux chaussures Mathis, Rue de la gare!“

„Byrrh, vin genereux au Quinquina!“

Das Empfangsgebäude mit seinen primitiven Perrons rückt heran und der Zug steht. „Bitte, Fahrtunterbrechung!“

„Fahrtunterbrechung?“ Der alte Schaffner mit seinem grauen Schnauzbart schaut uns mißbilligend an. Was wollen diese Narren mitten im tiefsten Winter in Verdun, fragt er sich.

Wir gehen in das nächstbeste Hotel, das wie ein knallgelber Steinbaukasten an der Bahnhofstraße liegt und kommen eben zum Mittagessen zurecht. Das spielt sich haargenau wie in Landau, in Ulm oder in Regensburg ab. Hinter der Glaswand des halboffenen Nebenzimmers dinieren die Herren Stabsoffiziere, Stabsärzte und Stabsveterinäre der vier in Verdun garnisonierenden Regimenter, denen der Kasinozwang und die Kasernenluft um die Mittagszeit zu lästig ist.

Am „Honoratiorentisch“ dicht neben der Theke, unter den Oeldruckbildern von Foch und Joffre, speisen die Herren Magistratsamtsmänner und Oberpostsekretäre, die hier zulande eine Nüance eleganter sind, Ziertaschentücher in der Brusttasche und Gamaschen über den dürftigen Schuhen tragen.

Im offenen Wirtsraum aber futtert die nach Verdun verschlagene „Geschäftswelt“. Ich wette, daß siebzig Prozent von ihnen Reisende der Wiederaufbaubranche sind.

Die mollige Wirtin mit dem freundlichen Lächeln über den karminroten Lippen und dem hochgeschnürten Busen unter der schwarzen Bluse fragt uns freundlich nach dem Zweck unseres Aufenthaltes in dem kleinen Nest: „Was, wie kann man mitten im Winter auf die Schlachtfelder gehen?“

„Warum nicht, Madame?“

„Na, hören Sie mal! Der schneidende Luftzug, der da oben bei Douaumont und bei Thiaumont weht! Und dann haben Sie keine Fahrgelegenheit! Der Autobusverkehr ist eingestellt! Die „Saison“ ist aus!“

„Macht nichts! Wir gehen zu Fuß hinauf! Dreimal haben wir gezwungenermaßen da oben Weihnachten gefeiert. Nun sehen wir uns diesmal freiwillig eine Weihnachtsmesse in Thiaumont an!“

„Sie werden enttäuscht sein, meine Herren! Es ist nicht viel los! Ich sage es noch einmal!“

Wir stapfen schweigend durch die Stadt. Durch die Fenster der Cafees schauen neugierig die horizontblauen Soldaten, die Zigarette im Mund, die spitze Interims-Zipfelmütze auf dem Kopf. In den Läden und in den Hausgängen tuscheln die Mädchen, ohne die keine Garnison zu ertragen wäre.

In den Stallbaracken aber stampfen die Pferde. In den Kasernenhöfen exerzieren die Züge, die Rotten, die Kompagnien. Am Straßenrand steht eine Abteilung und hält „Schießvorschule“ auf die Waldberge im Norden zu ab.

Mein Gott, wie man hier exerzieren und zielen kann, fragen wir uns. Ueberall — nur nicht hier, in diesem schauerlichsten aller Kriegsüberreste, an diesem symbolisch gewordenen Massengrab. — Wir stoßen durch den Wald. Das Fort Douaumont steht als blauroter Bergkegel vor uns; der Bukel, nach dem wir monatelang unsere Flüche sandten, ist verkrüppelt durch Sprengtrichter und Betonklötze, die unterirdische Minen aus dem Boden warfen. Jetzt liegt er tot und leer vor uns. Die dünne Schneedecke breitet sich über ihn wie ein Leinentuch.

Drüben an der Thiaumont-Ferme aber blitzt im Dämmerlicht das Leuchtfeuer der „Ossuaire“, die „laterne des morts“ auf und zieht uns mit magischer Kraft durch Winternebel und Dunkelheit an das schauerlichste „Mausoleum“ des Weltkrieges heran.

Sechsundzwanzig Gewölbe tun sich auf. In jeder „Kapelle“ zwei große metallene Knochenkisten mit den menschlichen Ueberresten jedes der 52 Friedhofbezirke: „Secteur de Fleury“, „Secteur de Vaux“, „Secteur de Douaumont“, „Secteur de Chenois“, „Secteur de froide Terre“ — — eine einzige, große grauvolle Litanei. „Restbestand“ des Krieges? Knochen und Schädel von deutschen und französischen Muschkoten, die die Hölle von Verdun zermahlen hat! Hier gibt es keinen „Racheschwur“ und keinen Heldenkantus; denn die Schädel der deutschen „Unbekannten“ sind hier mit den Knochen der „Inconnus“ vereint.

Hier gibt es nur einen Angeklagten, den Krieg!

Der Verein der „Mutiles de guerre“ und der „Gueules cassées“, Ortsgruppe Verdun, läßt eben in der Mittelkapelle des Beinhauses eine Messe lesen. Es ist nicht viel los! Madame Cürie hat uns — von ihrem Standpunkt aus — mit Recht gewarnt. Es ist kein General da und kein Bürgermeister und kein Kriegerverein! Ein Geistlicher spricht mit unbewegtem Gesicht seine eintönigen Formeln und wenn er dem Altar mit dem Christusbild den Rücken kehrt, leuchten die Knochenkisten auf unter dem Glanz seines Meßgewandes.

Die „Gemeinde“ besteht aus dreißig Frauen und zehn Männern. Arme Teufel mit Proletengesichtern, die sich mit Mühe und Not am Christabend frei machen konnten. Die übrigen stehen drunten am Schraubstock und an der Eisenbahn.

Das „Credo“ der Totenmesse, von der Fistelstimme des Priesters, halb geredet, halb gesungen, rinnt wie ein Kinderweinen durch das Knochenhaus — und entlädt sich wie ein Donnerwetter über den Bois d'Hallouz und über der Brabanter Höhe, wo damals unser Christbaum stand.

Tragödie auf dem Meer

Die Ile-aux-Moines ist das Herz des Golfes von Morhiban. Die Tragödie, die hier erzählt wird und die sich dort an der bretonischen Küste in der Nacht des 25. Dezember des vorigen Jahres zutrug, mutet an wie eine der düsteren und dramatischen Erzählungen eines Stevenson oder eines Conrad.

Die Nacht war klar und kalt. Der Segler Eugene-Schneider, der beigelegt hatte, trieb mit einer Geschwindigkeit von zwei Knoten in der Richtung auf Gent.

In dieser schönen Weihnachtsnacht ließ die Freude und die Hoffnung die Herzen der Matrosen schneller schlagen. Bald würden sie ja wieder ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Bräute in die Arme schließen. Der Kapitän Govis ruht sich in seiner Kajüte aus und träumt von seiner jungen, hübschen Frau.

In der Ferne erscheinen die Lichter eines Dampfers. Die Vorschrift lautet dahin, daß ein Segler, der einem Dampfer begegnet, seinen Weg fortsetzt und daß der Dampfer ihm ausweicht.

Nach 20 Minuten stellt sich heraus, daß der Dampfer nicht ausweicht, sondern geraden Weges gegen den Segler anfährt. Er ist bereits in unausweichbarer Nähe.

Der bestürzte Ausguck läutet die Alarmglocke. Die sieben Männer der Wache stoßen Schreckensschreie aus. Der Kapitän Govis, jäh aus seinen Träumen geweckt, stürzt auf die Kommandobrücke. Die 22 Matrosen, die geschlafen hatten, drängen sich durch die Luken. Der Kapitän sieht, daß die Lage verzweifelt ist. Er befiehlt: „Rette sich, wer kann!“

Der Dampfer, der mit einer Geschwindigkeit von zehn Knoten daher kommt, stößt wie ein wütender Stier gegen den kleinen Segler und sein Stahlbug zerschneidet den Eugene-Schneider. Das Wasser dringt in das schwerbeladene Segelschiff ein.

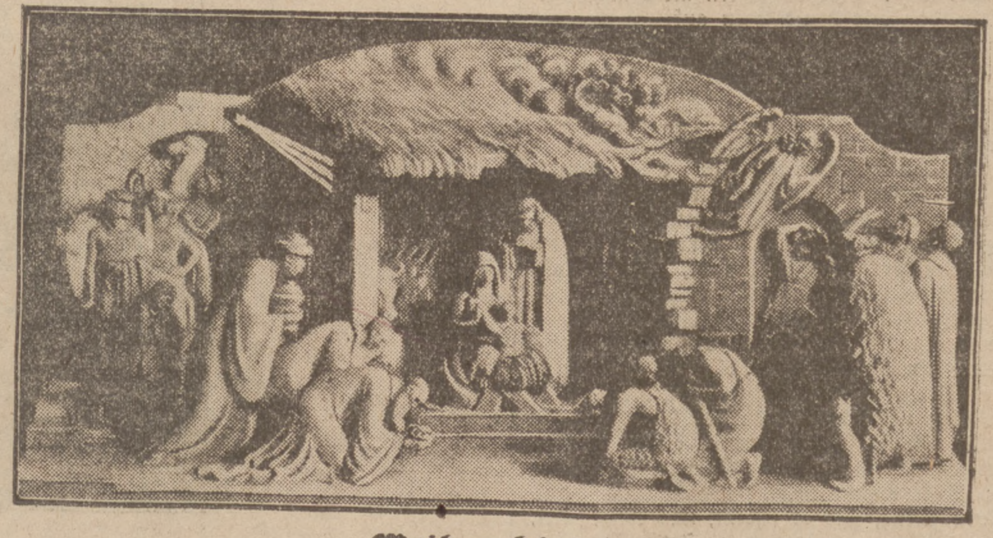
Vier Leute haben sich mit genauer Not auf den Burutu, einen englischen Dampfer, hinüber zu retten vermocht. Gegen jede Vorschrift ist er blind in die Nacht gerannt. Jetzt gibt er Gegendampf. Reißt sich los. Der Kapitän Govis schreit seinen vier Leuten, die sich auf der Brücke des Dampfers in Sicherheit gebracht haben, zu: „Bringt ihn wieder heran!“ Aber der Burutu scheuert weiter an der Seite des Seglers entlang. Entfernt sich von dem verwundeten Schiff, in das das Wasser gierig gurgelnd hineinstürzt und auf dessen Brücke der Kapitän und sein Offizier mit verschränkten Armen den Tod erwarten.

Unter dem Druck der von den Wassermassen zusammengepreßten Luft stürzt die Brücke ein. Der Segler bäumt sich hoch aus dem Meere. Dann versinkt er in den Abgrund.

Verzweifelt suchen die vier geretteten Matrosen auf dem Burutu nach Hilfe für ihre dem Tode geweihten Brüder. Endlich taucht aus einer Luke ein junger englischer Offizier auf, der schwankt und beinahe fällt. Drüben, auf dem Mannschaftsposten, bemühen sich schwarze Matrosen, die vor Angst und Trunkenheit beinahe den Verstand verloren haben, den Befehlen der vier bretonischen Matrosen zu gehorchen und ein Rettungsboot auszusetzen. Aber sie müssen mit betrunkenen Engländern kämpfen, die sie daran hindern wollen. In der Offiziersmesse aber strahlt Lichterglanz. Tisch und Wände sind mit bunten Girlanden geschmückt. Inschriften wünschen den dort sinnlos Zechenden ein „Merry Cristmas!“

Ein Jahr ist seitdem verflossen. Das belgische Marinegericht, das man angerufen hat, da es neutral ist, hat gesprochen. Es hat sich sehr neutral verhalten. Es hat die Reeder des Burutu dazu verurteilt, das Segelschiff zu bezahlen und die Familien der Ertrunkenen schadlos zu stellen.

Aber in den blumengeschmückten Hütten der Ile-aux-Moines weinen die Mütter, Kinder und Bräute.



Weihnachtskrippe
Seit Jahrhunderten ist die Anbetung des Christuskindes durch die Könige aus dem Morgenlande immer wieder in Form der Weihnachtskrippen figürlich dargestellt worden. Auch die moderne Holzschnitzerei hat sich diesem Motiv wieder zugewandt, so auch die Holzschnitzschule Warmbrunn, die die hier gezeigte Weihnachtskrippe für die katholische Kirche in Bad Warmbrunn angefertigt hat.

Weihnachten als Abenteuer

Bei Goldgräbern

Ueber Weihnachten im innersten Asien gibt der Tibetforscher Oberstleutnant Etherton folgende Schilderung:

Vielleicht war mein interessantestes und aufregendstes Weihnachtsfest das, das ich vor einigen Jahren in Britisch-Columbia in einem Bergwerk verbrachte. Dieses Bergwerk hatte seine eigenen Gesetze. Wenn in der Gemeinschaft irgend etwas nicht in Ordnung war, ein Lager geplündert oder jemand von 1000 Dollars befreit wurde, so kam in das ganze Lager nahezu ein Krampf. Alle nur irgend Verdächtigen wurden gewarnt und die Justiz war immer sehr summarisch, nicht immer ganz den Gesetzen gemäß.

Zu Weihnachten war das Lager voll von Bergarbeitern, sie kamen für einige Tage hierher, und es war merkwürdig, zu sehen, welche Wirkung seine Umgebung auf den Goldgräber hat. Durch ihre lange Vertrautheit mit der Einsamkeit und dem harten Leben wird ihr Gehirn etwas verrenkt. Am Weihnachtsabend unterhielt ich mich mit einem von ihnen, und um mir zu zeigen, wie vertraut er mit Geld war, zündete er seine Pfeife mit einem 20-Dollar-Schein an.

Dieser Weihnachtsabend und die folgenden Tage waren unvergeßlich. Steve Mc. Gann, der, wenn alles toll, immer freihielt, bekam einen Anfall von Großmut. Er lud alle zum Trinken ein und öffnete vier Flaschen hintereinander mit seinem Revolver, indem er ihnen mit erstaunlicher Geschicklichkeit die Köpfe abschoß.

Am nächsten Tage gab Pete Potter ein Mittagessen, wobei eine Anzahl der Damen anwesend war, die das Lager aufweisen konnte. Pete gab die Zeichen zum Programm durch Schüsse auf die Zigaretten oder Pfeifen seiner Gäste, und er verfehlte selten, sie zu treffen und aus dem Munde des Eigentümers zu schießen. Niemand nahm ihm das übel, wahrscheinlich deshalb, weil Petes Ruf in bezug auf drastische Behandlung von Leuten, die nicht einer Meinung mit ihm waren, das verbot.

Laschly in der Eisspalte

Weiter erzählt der durch die Scott-Expedition berühmt gewordene Südpolarfahrer Evans wie folgt:

Huh, wie kalt war es in jener frostigen, einsamen Ebene, weit weg im äußersten Süden. Aber es war Weihnachtstag und das bedeutet volle Rationen und sogar eine Extrazulage. Wir wußten das, denn wir hatten die kleinen Päckchen gesehen, die die Weihnachtszulage enthielten.

Das Lager wurde aufgehoben und die Hunde unserer beiden Schlitten angespannt. Die Eisoberfläche war ausgezeichnet und wir hofften, endlich nicht jene verräterischen Sprünge anzutreffen, die uns auf dem großen Beardmore-Gletscher so geplagt hatten.

Kapitän Scott führte den einen Schlitten, ich den anderen. Wir hatten doppelten Grund für gute Wünsche, denn Laschly, der neben mir schritt, feierte seinen 45. Geburtstag. Er feierte diesen Tag allerdings auf etwas seltsame Weise, indem er als einziger am Vormittag die meilenweit einzige Spalte fand.

Es war sehr schwierig, ihn aus der Spalte herauszuholen, aber wir holten ihn und wünschten ihm glückliche Weihnachten, und daß er diesen Tag noch oft erleben möge. Seine Antwort kann man nicht erzählen.

Wir legten 17 Meilen zurück und bemühten uns tapfer ein frohes Gesicht zu behalten, aber wir wurden immer schwächer und immer deutlicher waren die Spuren des Kampfes gegen die Natur auf unseren Gesichtern zu sehen. Unser Atem ging keuchend, die Knie wurden schwach, unsere Gesichter bleich und hohläugig, aber schließlich rief unser Leiter halt und das Weihnachtslager wurde aufgeschlagen.

Um bequem zu starten...

Mrs. Mc. Grath, die gefeierte Wüstenforscherin, erzählt u. a.:

„Es war auf dem Wege nach Kufra, der heiligen Festurg in der Mitte der Wüste Tibets, die bisher noch kein Europäer erblickt hatte. Am Weihnachtstage wollten wir vorm Morgengrauen aufbrechen um 300 Meilen wasserloser Sandwüste zu durchqueren, aber als ich im bleichen Licht der Sterne aus meinem Zelt herauskam, sah ich nichts von dem geschäftigen Treiben, das gewöhnlich vor dem Aufbruch herrscht.

Die Kamele standen bucklig und verrenkt da, an Tiere aus der Arche Noah oder an Kinder bei ihrem ersten Gehversuch erinnernd. Unser schnellstes Dromedar war augenscheinlich im Begriff, einen besonders unangenehmen Tod zu sterben.

Ein Schwall von Zurufen und Argumenten begrüßte mich. Eine Tatsache wurde mir daraus ersichtlich: Die Tiere litten seit ihrer letzten Mahlzeit an einer schlimmen Verdauungsstörung. Sie hatten von dem Futter erhalten, das wir zusammen mit Wasser und Brennstoff, mit uns durch eine Wüste führten, die durch keinen Stein, keinen Strauch, kein Grashälmchen belebt war.

Diesen ganzen Weihnachtstag bewachten wir unsere kranken Kamele, von deren Erholung es abhing, ob wir Erlösung in der nächsten Oase fanden oder nicht. Wir versuchten alles mögliche. Von einem heißen Eisen, das wir den Tieren auf den Magen legten, bis zu warmer Suppe, die wir ihnen einflößten; aber nichts half. Schließlich stellten sich die Beduinen, tapfere Moslems, die eine Reise von 1000 Meilen mit einem einzigen wollenen Gewand, einem Paar Sandalen und einigen Amuletten unternommen hatten, im Kreise auf, um zu beten.

Während der entsetzlichen Nachmittagshitze war unsere Stimmung schlecht. Wir hatten keinen Schatten und wenig Nahrung. Der erbarmungslose Wüstenwind begann zu wehen. Rotäugig und versengt begannen die Beduinen miteinander zu kämpfen. Bald war ein wilder Kampf entbrannt, der nur aufhörte, wenn wir unsere Revolver zogen.

Bei Sonnenuntergang hatte sich die abergläubische Karawane erinnert, daß wir ein Dutzend frommer Gebräuche vergessen hatten; wir hatten kein Schaf geopfert, ehe wir aufbrachen, wir hatten um unser erstes Lager kein Salz gestreut, die Kamele hatten am ersten Reisetag nicht die Farbe der Propheten — Grün — getragen. Die Sterne fanden uns in einem elenden Kreise um die verscharrten Gebeine früherer Kamele, Geschichten über den Tod in der Wüste austauschend.

Einer sagte: „Wenn Allah, wie er scheint, uns töten will, so möchte ich hier sitzen bleiben, um bequem zu sterben!“

Niemand widersprach oder antwortete ihm, aber einen Augenblick später hatte sich das erste Kamel erholt, und ehe der Mond aufging, bewegte sich eine Prozession von Tieren langsam ins Lager zurück. Unser Weihnachtstag endete mit einem wilden Tanz, zur Begleitung wurden Flinten abgefeuert und mit Gewehrkolben kräftig auf Bratpfannen gehämmert.

In Argentinien

Alice Schalek schildert, wie sie in Argentinien Weihnachten verlebte: Qualvoll liegt die Hitze über unsern Scheitel, trotz der rasend schnellen Fahrt der schlanken Launch, die uns in einem Tage von der neuen Auswandererkolonie am oberen Parana bis nach Posadas bringen soll.

Weihnachten ist hier seltsam genug. Die Kirchentüren stehen weit offen. Die heilige Weihnachtsgruppe in großer, bunter Aufmachung, mit viel Lichtern, nimmt den ganzen Vorraum ein, und die Bevölkerung von Posadas wallt ein und aus, an dem bunten, rohgeschnitzten Bild vorbei. Die Orgel spielt, die Glocken läuten, Weihrauch duftet, und es ist heiß zum Ohnmächtigwerden. Draußen auf der Plaza — in jeder südamerikanischen Stadt liegen Kirche, Regierungsgebäude, Post und Hotel um den Hauptplatz herum — zieht der Menschenstrom rund um die parkartige Palmenanlage in der Mitte. Ganz Posadas feiert Weihnachten im Freien, und in diesem Korso der gesamten Einwohnerschaft halten sich immer je vier bis fünf Mädchen und Frauen und je vier bis fünf Burschen an den Händen. Draußen und in der Kirche bleiben die Geschlechter getrennt. Sie marschieren nach entgegengesetzten Richtungen immer wieder um den Platz und durch die Kirche. Glühende Blicke fliegen hin und her, wenn sie einander begegnen, aber sie wechseln keinen Händedruck, nie sieht man ein Paar, geschweige ein Pärchen, beisammen. Und das ist ihre Weihnachtsfreude. Frauen und Mädchen tragen dunkle Seidenkleider, rosa Seidenstrümpfe und Lackschuhe, und alle sehen ganz gleich aus. Wehe derjenigen, die es wagte, anders auszusehen. Die Männer stecken in dunklen, dicken Flauschröcken, trotz der Hitze. Sie bloß anzusehen, macht mich hitzekrank.

Auf dem Wege nach meinem Zimmer komme ich an dem eines deutschen Handlungsreisenden vorbei. Die Türe ist offen, wie hier überall, und er sitzt bei seinem Tische, auf dem Photographien seiner Frau und seiner Kinder aufgestellt sind. In der Mitte brennt eine Kerze, die von der Hitze weich geworden ist und sich biegt. Das Stearin tropft auf die Decke, aber der Mann merkt es nicht, denn er feiert Weihnachten. Oben sitzt Herr Z., ebenfalls allein. Ich erzähle ihm von den Weihnachtsfesten unten auf der Straße und bei dem Deutschen, und er lächelt. Doch dann sagt er wie aus tiefen Gedanken heraus: „Wir bauen, machen Pläne, schaffen hier aus dem Nichts eine neue Welt. Aus Baumland wird nun Leben und Arbeit. Heute braucht mich die Siedlung noch. Ich muß jeden Menschen, der dort mitbauen soll, selbst auswählen, ich muß jedem die Schöpferkraft in die Seele hauchen. Aber es dauert nicht mehr lang. Diese junge Kolonie wird bald ihr eigenes Leben leben. Aus dem Parana wird ein argentinischer Rhein werden, mit Dampfschiffwerften, Stapelplätzen, Fabriken, Brücken, Städten und köstlichen Villen. Und ich? Erreiche ich, was ich plane, dann grabe ich mir mein eigenes Grab — renne in mein eigenes Nichts.“

„Ihr habt mich wohl mit eurer lächerlichen Weihnachtssentimentalität angesteckt. Gute Nacht!“

Der Kampf mit Termiten

Ein Weihnachtsfest in Afrika unterscheidet sich wesentlich von dem, was wir uns in der Heimat unter der Weihnachtszeit vorstellen. Auf den Zauber der nordischen Winternacht, auf den herrlichen Anblick des Schneetreibens, wenn wir wohlgeschützt am Fenster des Weihnachtsstübchens stehen, auf die Weihnachtsglocken müssen wir hier im Süden freilich verzichten. Denn das Fest fällt auf der südlichen Halbkugel mitten in den Hochsommer. Auch die traute Edeltanne muß einen, wenn auch etwas kümmerlichen, Ersatz finden, bestehend aus einer Kasuarine, einem im Lande gedeihenden Nadelbaum mit zwar langem aber dürftigem Blätterschmuck, oder einem künstlichen Bäumchen, wie man es, in Stockholm zusammengefaltet, aus Deutschland beziehen kann, und das man zum Gebrauch wie einen Regenschirm aufspannt. Aber mit etwas Einbildungskraft kommt man darüber hinweg. Die Lichter, vor dem Aufstecken im kühlen Vorratsraum wohl bewahrt, nehmen in Freiheit vorgeführt, sehr bald gar sonderliche Gestalt an. In der großen Hitze neigen sie ihre Köpfchen immer mehr und mehr und werden krumm wie ein Katzenbuckel. Frische Pfannkuchen fehlen auch in Afrika nicht. Der steife Punsch wird durch kühle Getränke ersetzt, die dafür in desto größeren Mengen genossen werden. Das Endergebnis ist dieselbe frohe Festesstimmung wie am nordischen Weihnachtsbaum.

Auf unserer Farm sollten wir noch eine Ueberraschung eigener Art erleben. Als wir gerade alle den Weihnachtsbaum und unsere bescheidenen Gaben umstanden, verdunkelte sich plötzlich der Lichterglanz. Ein Schwarm fliegender Termiten war durch die offenen Fenster, durch die Helligkeit angezogen, hereingeschwirrt und wollte mitfeiern. Auf Baum, Geschenktisch und Fußboden ließ sich die vieltausendköpfige Menge nieder, warf gleich darauf die Flügel ab und nun wimmelte das ganze Zimmer von den kleinen, behenden Lebewesen.

Im ersten Augenblick verwirrt und ratlos gegenüber diesem feindlichen Einfall, faßte sich die Festversammlung sehr schnell, und nun verwandelte sich das Weihnachtsbild in eine urkomische Szene. Männlein und Weiblein gingen zum Angriff gegen die frechen Eindringlinge vor, die den ganzen Fußboden bedeckten. Da ging ein Trampeln los, gegen das der schönste Schuhplattler ein Stümperwerk war. Auch die Hände waren voll beschäftigt. Denn immer noch kamen geflügelte Nachzügler, die sich wahllos auf den tanzenden Menschenkindern niederließen und in allen Falten der Gewänder verschwanden, um sich, so bald sie die bloße Haut erreicht hatten, durch empfindliches Zwicken bemerkbar zu machen. Rast- und ruhelos ging das tolle Spiel weiter. Wer einen Augenblick einhielt, dem kroch ein Schwarm an den Beinen hoch. Der Rest ist Schweigen! Als endlich das Blutbad leidlich vollendet war, bedeckte ein ekles Gemisch von Flügeln und zertretenen Termitenleibern den Estrichboden, und der Wassereimer mußte in Tätigkeit treten, um wieder einen erträglichen Zustand zu schaffen. (Aus „Sturm und Sonnenschein in Deutsch-Südwest“, von Richard Hennig. Brockhaus-Verlag.)

Die friedliebenden Wilden

Von Christian Leden.

Spätnachmittags erreichten wir die Schneehütten Poppiks und Anguttiks. Erst lange nach Einbruch der Dunkelheit ist mein neues Schneehaus fertig. Da steht es nun, leuchtend weiß und rein, strahlend von funkelnden Eiskristallen. Ein paar Talglichter werden hervorgekramt, die ich seit mehr als zweieinhalb Jahren für diese Gelegenheit aufbewahrt habe, für das dritte und letzte Weihnachtsfest, das ich im Land der Eskimos verbringen will. Ich stecke die Lichter in den Schnee zur Seite meines Schlafsackes und zünde sie an. Heute hat der Specksteinleuchter Urlaub und der Walfischtran wird gespart. Aber mit dem letzten Rest Petroleum koche ich über der Primuslampe Tee und bereite die Weihnachtsgrütze aus Reis, Rosinen, Zucker und Trockenmilch, den letzten Ueberbleibseln meiner europäischen Speisevorräte. All die Zeit hindurch habe ich jede Versuchung von mir gewiesen, um zur letzten Weihnacht unter den Eskimos diese Dinge genießen zu können. —

Poppik und Anguttik mit Frauen und Kindern sind eingeladen, den Weihnachtsschmaus zu kosten. Bis tief in die Nacht sitzen wir plaudernd in meinem Schneehaus.

Ich versuche, ihnen das Evangelium in ihrer Sprache zu erzählen, und erkläre ihnen, daß Weihnachten unter den Weißen das Fest des Friedens und der Versöhnung ist. „Allianai!“ sagen die Eskimos beifällig. „Koviarsukpunga!“ (Das freut uns!)

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende bin, bemerkt Poppik, den weißen Menschen tue es wohl not, das Weihnachtsfest zu feiern und daran zu denken, daß sie brüderlich zusammenleben sollten, statt in den Krieg zu ziehen und einander zu töten.

Diese „Wilden“ bitten mich zum Schluß, die „Kabluait“ (Weißen Menschen) zu grüßen und ihnen zu sagen, wie gern die Eskimos hören würden, daß die Weißen wirklich Frieden geschlossen hätten und sich nicht mehr wie Hunde zerfleischen.

(Aus: „Ueber Kiwatins Eisfelder“, Brockhaus-Verlag.)



Trost!

Besucher (zu seinem Freunde, einem Opfer der Gicht und des schlechten Wetters): „Du hast es gut, alter Junge. Du brauchst bei diesem scheußlichen Wetter nicht auszugehen!“

(„Humorist.“)



Der Lama vor der Kamera

Eine russische Filmexpedition hat kürzlich in der Mongolei Aufnahmen gemacht, die zum erstenmal die religiösen Feierlichkeiten des buddhistischen Lamaismus im Bildstreifen festhielten. Auch das Oberhaupt des Buddhismus in der Mongolei, der Bandito-Kambo-Lama, der für den zwei Jahre alten Heiligen Lama die Regentschaft führt, wurde hierbei gefilmt. Wir zeigen diese erste Aufnahme des Bandito-Kambo-Lama mit seinen höchsten Würdenträgern.

Haifische im Seebad

Von Jodok.

Die Saison des an einer Bucht des Mittelländischen Meeres gelegenen Modebades war in vollem Gange. Die Hotels und Privatpensionen waren wohlbesetzt. In den Straßen und am Strande herrschte tagsüber reges Treiben, und nachts tobte sich die Lebensfreude in den vielen, im Verlaufe weniger Jahre aus dem Boden geschossenen Tanz- und Vergnügungslokalen aus.

Eines sonnigen, strahlend schönen Morgens saß der Direktor des Bades selbstgefällig in seinem Polstersessel, blickte mit vergnüglichem Lächeln durch das geöffnete Fenster auf die Kurpromenade hinaus und ließ es sich durch den Kopf gehen, mit welchen Darbietungen und Attraktionen er die Kurgäste wohl in den nächsten Wochen überraschen könnte. Vielleicht ließe sich einmal ein Feuerwerk veranstalten; ein ungewöhnlich Großartiges mußte es natürlich sein . . . vielleicht könnte er auch die weltberühmte Negertänzerin zu einem Gastspiel gewinnen . . . vielleicht wäre der große Sturzflieger zu bekommen . . .

Seine Sekretärin öffnete die Tür: „Ein Herr wünscht den Herrn Direktor in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen!“

Der Angemeldete trat ein. Der Direktor bot ihm mit liebenswürdiger Geste einen Stuhl an. Aber der Fremde ließ sich auf Formalitäten nicht ein, sondern haftete, noch ehe er Platz genommen hatte, in erregtem Tone hervor: „Herr Direktor, ich muß Ihnen eine schlimme Mitteilung machen. Ich bin in den Morgenstunden ein Stück aufs Meer hinausgefahren. Mit einem Segelboot. Wie ich ein paar Kilometer vom Strand entfernt bin, Herr Direktor, bemerke ich im Wasser einen Fisch — einen großen Fisch. Ich denke mir zuerst nicht viel dabei — aber dann umkreist der Fisch mein Boot und schleudert sich auch ein paarmal dagegen. Plötzlich entdeckte ich: Dieser Fisch ist ein Haifisch. Ich habe es genau erkannt: an den zurückliegenden Augen, an dem zurückliegenden weißen Maul. Ein Irrtum ist völlig ausgeschlossen. Es ist ein Haifisch im Bad. Herr Direktor; vielleicht sind es auch mehrere.“

Der Direktor lachte fröhlich und unbekümmert: „Ein Haifisch! Woher soll denn der Haifisch gekommen sein! Die Geschichte dieses Bades kennt keinen Haifisch, und bei den Fischern im Orte können Sie auch herumfragen: Seit Generationen sind hier keine Haifische gesehen worden. Vielleicht haben Sie einen Rochen für einen Haifisch gehalten.“

Der Fremde wurde scharf: „Ich weiß sehr wohl einen Rochen von einem Haifisch zu unterscheiden. Es war ein Haifisch und nichts anderes, was ich gesehen habe.“

„Im Mittelländischen Meere sollen ja zuweilen Haifische vorkommen, aber doch nicht hier,“ sagte der Direktor ärgerlich. „Sie reden etwas daher, was Sie nicht verantworten können.“

Nun taute der Fremde auf: „Ich muß Sie bitten, Herr Direktor, nicht mir, sondern den Tatsachen zu zürnen.“

Der Direktor wurde sehr erregt: „Aber das sind ja doch keine Tatsachen, was Sie mir da mitteilen; es können keine sein. Sie sind das Opfer einer falschen Beobachtung oder Ihrer zoologischen Unkenntnis geworden.“

Der Fremde schlug auf den Tisch: „Ich weiß, was ich sage, und ich weiß, was ich gesehen habe. Ich habe einen Haifisch gesehen. Nichts anderes als einen Haifisch.“

Der Direktor eilte an das Fenster und schloß es. Es war ihm plötzlich zum Bewußtsein gekommen, welche Folgen die Worte des Fremden haben mußten, wenn sie an unberufene Ohren gelangten. „Bedenken Sie doch,“ sprudelte er hitzig hervor, „welche Verantwortung Sie mit Ihrer Behauptung übernehmen . . . Ueberlegen Sie sich doch, welche Konsequenzen das Gerücht von einem Haifisch nach sich ziehen könnte! Wer würde sich denn noch in das Wasser wagen! Der Schaden für den Ruf unseres Bades wäre ja gar nicht auszudenken. Das scheinen Sie sich alles nicht klar gemacht zu haben, mein Herr . . .“

Der Direktor schien so etwas wie eine Opposition gegen seine Auffassung zu erwarten, eine beschwichtigende Gebärde des Fremden.

Aber der Fremde erwiderte überhaupt nichts mehr, sondern sah dem Direktor nur tief in die Augen. Der Direktor gab den prüfenden, schweigsamen Blick zurück — und nun erst glaubte er die Situation zu durchschauen: Der Fremde wußte Bescheid über die Bedeutung, die ein Haifisch für die Existenz des Bades haben mußte, und er hatte kein Interesse daran, sie zu unterschätzen.

Nach einer kleinen Pause sagte der Direktor sehr gefaßt und sehr selbstsicher: „Ihre Behauptung ist unbeweisbar. Ich schenke ihr keinen Glauben.“

Der Fremde sagte noch viel gefaßter und noch viel selbstsicherer: „Meine Behauptung ist unwiderlegbar. Es werden ihr andere Leute Glauben schenken.“

Der Direktor sprang vom Stuhle auf: „Sie werden es nicht wagen, das Renomee eines großen Bades zu untergraben. Sie würden vor Gericht für Ihre Worte einzustehen haben.“

„Ich würde mit Vergnügen das Podium des Gerichtes benutzen, um meinen Beobachtungen eine möglichst große Resonanz zu verleihen.“

Der Fremde schien gehen zu wollen.

Der Direktor stürzte auf ihn zu. Er hatte jetzt alle Fassung wieder verloren. „Uebereilen Sie nichts!“ stammelte er hervor. „Ich habe Ihnen ja nicht zu nahe treten wollen . . . Sie müssen einsehen, daß ich in einer verzweifelten Lage bin. Es kann doch nicht Ihr Wille sein, daß ein blühendes Bad ruiniert, ja, daß der Staat aufs schwerste geschädigt wird.“

Der Fremde zuckte die Achseln: „Mich kümmert nur,“ sagte er mit starrer Beharrlichkeit, „mein Erlebnis. Die Folgen gehen mich nichts an.“

Der Direktor schwieg eine Weile. Er schien sich einem neuen Gedankengange zuzuwenden. „Schön,“ sagte er dann in einem Tonfall, der andeutete, daß er sich in etwas Unvermeidliches gefügt hatte. „Schön! Sie haben also einen Haifisch in unserem Bade gesehen, und dieses schauderhafte Erlebnis hat Ihnen einen mächtigen Schreck eingejagt. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß Sie es in der Ordnung finden, wenn ich Ihnen ein Schmerzensgeld anbiete.“

„Hm,“ sagte der Fremde ein wenig zögernd, „Schmerzensgeld ist wohl nicht der richtige Ausdruck. Aber andererseits verhehle ich Ihnen nicht, daß mir recht erhebliche und nicht vorherzusehende Spesen aus meiner plötzlichen Abreise erwachsen, zu der ich mich gezwungen sehe: denn länger hier ins Wasser zu gehen, kann mir nicht gut zugemutet werden.“

„Ich habe nichts dagegen,“ sagte der Direktor mit wehmütigem Lächeln, „wenn wir uns darauf einigen, die Summe, die ich Ihnen zahlen werde, Schadenersatz zu nennen, anstatt Schmerzensgeld.“

Ueber die Höhe des auszuzahlenden Betrages wurde nach einigem Hin und Her eine Einigung erzielt. Der Fremde steckte das Geld zu sich und verschwand. Der Direktor hörte nie wieder etwas von ihm.

Auch von dem Haifisch wurden nie wieder Spuren entdeckt. Der Direktor nahm, wohl nicht zu Unrecht, an, daß dieses beispiellose Tier es lediglich auf den Fremden abgesehen hatte und in zäher Hartnäckigkeit ihm auf dem Wasserwege in alle Bäder folgte, die er aufzusuchen für gut befand.



Ein Gedenkstein für den Schöpfer des deutschen Singspiels

Johann Adam Hiller, der am 25. Dezember vor 200 Jahren geboren wurde, wurde in seinem Geburtsort Wendisch-Ossig bei Görlitz kürzlich eingeweiht. Dahinter wurde eine „Hiller-Linde“ gepflanzt. Hiller wurde durch seine Singspielkompositionen zum Wegbereiter der deutschen Oper.

Der lebende Leichnam

Nach drei Jahren zurückgekehrt.

Ein nicht geringes und etwas unbehagliches Erstaunen packte am Sonnabend die biederen Standbesitzer und -besitzerinnen der Markthalle in der Lindenstraße in Berlin, als mit der größten Gelassenheit ein seit drei Jahren Totgeglaubter, der Blumenhändler Otto Döring, plötzlich unter ihnen erschien. Besonders zwei seiner engeren früheren Kollegen, zwei Blumenhändler, konnten sich vor Verwunderung kaum fassen. Was hatte es mit dem „Toten“ auf sich?

Otto Döring war vor etwa 3½ Jahren spurlos aus der Markthalle, wo er jahrelang einen Stand gehabt hatte, verschwunden. Seine Familienmitglieder sowie Kollegen und Bekannten meldeten sein Verschwinden der Polizei, deren Nachforschungen aber ergebnislos blieben. Im Juni 1925 fand man einen Mann im Grunewaldforst erhängt auf. Die frühere Frau Dörings, der Portier des von Döring bewohnten Hauses und mehrere Standinhaber, denen die Bilder des Erhängten vorgelegt wurden, glaubten, in dem Selbstmörder Otto Döring zu erkennen. Der Tote wurde dann auch als Otto Döring auf dem Friedhof in Schildhorn bestattet; seine Grabtafel steht noch heute auf dem Grabe. Im September 1925 bescheinigte die zuständige Stelle der Kriminalpolizei ausdrücklich, daß die im Grunewald aufgefundene Leiche des anfangs unbekannten Mannes identisch sei mit Otto Döring. Auf Grund dieses Schreibens stellte der zuständige Standesbeamte am 5. Februar 1926 ordnungsgemäß die Sterbeurkunde aus.

Die Behörden hatten sich aber geirrt. Es war nicht Otto Döring, der sich im Grunewald erhängt hatte. Wer der Tote ist, weiß man auch heute noch nicht. Otto Döring war jedenfalls vor 3½ Jahren, veranlaßt durch eine seelische Störung, aus Berlin weggezogen, ohne sich abzumelden und ohne jemanden zu benachrichtigen. Er fuhr nach Mecklenburg und nahm auf einem Gut eine Stellung als Gärtner an. Hier hielt er sich bis zu seinem Wiedererscheinen auf. Trotzdem er auf dem Gute polizeilich gemeldet war und von dort aus mehrfach Briefe schickte, hatten die Berliner Behörden nie etwas von dem lebenden Döring erfahren. Für sie war er bis zum heutigen Tage tot und begraben auf dem Friedhof in Schildhorn.

Hoffentlich wird es dem „Wiederauferstandenen“ nicht so gehen wie seinem Leidensgenossen, dem Seemann Max Wothke, der, trotzdem er gesund und munter auf der Erde herumläuft, von einer Hamburger Behörde amtlich totgesagt worden ist. Wothke wartet bis heute noch auf seine amtlich beglaubigte Wiederauferstehung, die man ihm trotz seines leiblichen Daseins immer noch verweigert.

Grüße hygienisch!

In China begrüßt man einen Bekannten nicht dadurch, daß man ihm die Hand schüttelt, sondern man schüttelt zum Gruß sich selbst die Hände. Diese Art des Händedrucks wird in Amerika für vorbildlich erklärt, und es hat sich dort ein Verein gebildet, der den chinesischen Händedruck an die Stelle des bei uns üblichen einführen will. Ein Vorkämpfer dieser Bewegung, die zurzeit in Ohio die meisten Anhänger besitzt, führt aus, warum man diese Sitte des fernen Ostens nachahmen soll. „Das Schütteln der Hände, wie es bei uns üblich ist,“ so führt er aus, „hat eigentlich gar keinen Zweck. Es ist wohl nur noch ein Ueberrest uralter Sitten und kann vom hygienischen Standpunkt aus nie und nimmer gutgeheißen werden. Daß durch den Händedruck Uebertragungen von Krankheiten möglich sind, beweisen zahlreiche Untersuchungen im Laboratorium. Die warme, feuchte Oberfläche der Hand bietet einen besonders günstigen Aufenthalt von Bakterien aller Art, die keine Freundschaft und Verwandtschaft respektieren. Wir könnten von der alten Weisheit der Chinesen großen Nutzen ziehen. Wenn wir ihre sehr empfehlenswerte Sitte übernehmen würden, die eigenen Hände beim Gruß zu schütteln, so würden auch unsere Bakterien bei uns bleiben und nicht zu anderen hinüberspazieren. Und das wäre immerhin schon ein Gewinn.“

---

merte heran, als er aufwachte. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen und schaute in die Runde. Im ersten Augenblick fand er sich nicht ganz zurecht. Was zum Teufel sitzt er in einem Eisenbahnzug? Seit fünf Jahren hat er sich nicht aus Coolgardie hinausgerührt! Wollte ja nicht! Will ja auch jetzt nicht! Dann sah er den Mann da auf der anderen Bank und erwachte sofort zu vollem Bewußtsein, erinnerte sich an alles.

Ashton schlief ruhig und atmete tief. Die Morphiumwirkung hatte noch nicht aufgehört. Er lag unbeweglich auf dem Rücken und hielt die Hände auf seiner Brust gefaltet. Auf seinem Gesicht lag eine eigentümliche Verklärung. Und der Amerikaner fragte sich, ob der Junge von Frau Parker träume oder ob es sich hier lediglich um einen Morphiumeffekt handle. Aber der Ausdruck auf dem Gesicht blieb noch stundenlang unverändert derselbe. So daß der Amerikaner die Verklärung auf Ashtons Antlitz doch nur dem Morphium zuschreiben konnte.

Gegen zehn Uhr öffnete der Amerikaner das Fenster. Kühle Abendluft drang plötzlich in das Abteil herein. Er rüttelte Ashton an der Schulter. Da begann dieser, noch im Schlaf, zu lispeln: „Nummer 68.. das waren Sie.. und Nummer 68 das war auch ich..“ Dann erwachte er. Der kalte Wind machte ihn rasch munter. Er war ausgeruht, ausgeschlafen, fühlte Hunger.

Da kamen sie in Southern Croß an und bekamen ein warmes Abendessen mit Tee und Eiern und Koteletten und Rotwein.

Am Morgen trafen sie in Perth ein.

Der Amerikaner begleitete Ashton bis an das Haus seiner Mutter, war aber nicht dazu zu bewegen, einzutreten. Er schüttelte ihm die Hand zum Abschied, sah ihm ins Gesicht. Das war alles. Kein Wort weiter. Dann drehte er ihm den Rücken und ging rasch davon. Er machte große Sprünge mit seinen langen Beinen. Und ehe Ashton sich versah, war er verschwunden.

XV.

Lange konnten sich die Gemüter in Coolgardie über den nächtlichen Einbruch in Parkers Haus nicht beruhigen. Keiner zweifelte daran, daß es sich um einen entsprungenen Irrsinnigen handelte, aber dennoch, der Fall war doch gar zu eigentümlich... Die Leute hörten nicht auf, darüber zu sprechen. Es war doch eine unerhörte Sache! Am meisten beschäftigte die Menschen die Frage, warum jener Mann es gerade auf Frau Parker abgesehen hatte? Die Frauen besonders konnten sich über diesen Punkt nun einmal gar nicht hinwegsetzen. Warum gerade Frau Parker? Hing das etwa doch noch mit dem Schiff aus England zusammen? Man konnte ja schließlich nicht wissen! Die anderen Frauen, die gleich Frau Parker von der „Hastings“ nach Coolgardie gebracht worden waren, wurden vorsichtig in diese Gespräche hineingezogen. Aber es traf sich, daß keine mit Frau Parker auf dem Schiff näher bekannt gewesen war. Jene aber, die sich an sie erinnerten, hatten nur Gutes über sie zu sagen.

Dennoch wollte das Gerede nicht aufhören.

Es hatte keine richtige Sühne gegeben, das war wohl der Grund. Hätte man Ashton den Schädel eingehauen, wäre die Angelegenheit gründlich erledigt und abgeschlossen gewesen. Man hätte da nicht weiter zu fragen gehabt. Aber die Leute hatten den Kadaver nicht, hatten den Punkt nicht hingesetzt hinter den Satz. So blieb der Satz offen, ein endloser Gesprächsstoff, der andauern muß so lange, bis nicht ein anderes Ereignis die Aufmerksamkeit der Menschen ablenken und ganz in Anspruch nehmen wird. Aber dieses Ereignis war noch nicht da. Es war vielleicht schon im Anrücken, aber es war noch nicht da. Und jedenfalls mußte man damit rechnen, daß die ganze Sensation noch eine Zeitlang lebendig sein und mit der Rückkunft Parkers hell auflodern werde.

Darüber sprach nun der Amerikaner mit Frau Parker an einem der nächsten Tage, als er zu Mittag einen Krankenbesuch bei ihr machte. Denn sie war von den Folgen jener Nacht noch immer nicht erholt, konnte nicht schlafen, trotzdem Frau O'Donnogan sie keine Nacht allein ließ, hatte mitunter Fieberdelirien und war überhaupt arg heruntergekommen.

„Machen Sie sich gar keine Sorgen! Parker wird ganz auf Ihrer Seite stehen, wird sich überhaupt mit den Leuten und ihrem Gerede nicht abgeben, wird froh sein, daß er Sie nicht verloren hat und wird nicht von Ihnen weichen. Lassen Sie mich bloß dafür sorgen!“

„Oh, das beunruhigt mich wirklich nicht! Ich kenne ja Parker soweit schon ganz gut. Mein Gott, was können denn die Leute reden? Was mich erregt, mir keine Ruhe läßt, ist etwas ganz anderes: ich muß fortwährend an diesen armen Jungen denken! Glauben Sie, daß das möglich ist? Daß das kein reines Hirngespinst ist, was er mir damals in jenen schrecklichen Sekunden wie im Fieber erzählt hat? Ist so etwas möglich? Je länger ich daran denke, desto glaubwürdiger erscheint mir die ganze Sache. Es ist tatsächlich eine unter uns gestorben in Singapore. Und dennoch klingt das alles so unwahrscheinlich! — Aber woher hätte sonst der Mensch das alles? Halten Sie ihn für ganz vernünftig?“

„Ich denke schon. Er ist nicht im mindesten verdächtig. Er hat einfach die normale Verrücktheit nach dem Weib, die alle Männer hier, in diesem weiberlosen Land, haben. Diese Ekstase, die in allen Männerherzen hier seit Jahren aufgespeichert lebt, sprengt die Brust, explodiert bei dem ersten faßbaren Gedanken an eine Frau. Er hat mir seinen Fall sehr genau erzählt. Es mag schon so gewesen sein. Obzwar auch ich manches an der Sache nicht recht verstehe. Aber es mag schon so sein. Wie es aber auch sei, das Ding ist längst überholt. Und Sie sind Frau Parker. Der Junge wird sich schon trösten. Sobald er eine andere kriegt. Und vielleicht ist diese schon auf dem Wege herüber von England.“

„Das ist alles sehr schön und gut. Ich weiß es: ich bin Frau Parker. Ich will auch Frau Parker bleiben. Hab' mein Wort gegeben. Meinen Schwur geleistet. Trag' den Ring Ihrer Majestät auf dem Finger, mit dem britischen Wappen. Hab' auch durchaus nicht vergessen, daß ich hierher gekommen bin, um den Lebensweg zu gehen, den ich mir gewählt hab'. Ich bin ein ernstes Weib und keine Abenteuerin. Und dennoch: der arme Junge tut mir so unsäglich leid! Muß immer an ihn denken!“

„Sie waren draußen unter den anderen, wie er eingeseift und gefesselt in der Sonne gelegen hat! Ich hab' Sie damals gesehen und beobachtet. Mir war sehr bang um Sie!“

„Ich war zu allem entschlossen, ich wollte alles tun, um ihn zu retten, wenn es Ihnen selbst nicht gelungen wäre! Das Opfer seines Lebens konnte ich doch nicht annehmen! War ich das nicht mir selbst schuldig? Bin ich nicht vor allem Engländerin und erst dann Frau Parker?“

„Doch, Sie haben recht, aber mir war sehr bang um Sie! Und nun bin ich froh, daß das alles so und nicht ärger geendet hat. Jetzt möchte ich bloß, daß Sie sich ganz beruhigen und an Ihr eigenes Leben, an Ihre Zukunft denken. Ich sehe, daß Sie aus einem sehr guten Kreis kommen. Sie werden sich verteufelt zusammennehmen müssen, um jetzt eine richtige Frau Parker zu sein. Vergessen Sie alles, was hinter Ihnen liegt. Vergessen Sie vor allem diesen Ashton, der ja natürlich einen Eindruck auf Sie machen mußte. Er ist gewiß ein braver, mutiger Junge, ein wirklich netter Kerl. Aber seine Leidenschaft für Sie, der er bereit gewesen war sein Leben zu opfern, ist nur Geschlechtsempindenf, es hat mit Ihrer Person nichts zu tun.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der sozialistischen Bewegung

Aus der schweizerischen Arbeiterbewegung

Nach den parlamentarischen Bräuchen der Schweiz ist für die Wahl des Vorsitzenden des Nationalrats ein gewisser Turnus vorgesehen, wonach Vertreter der verschiedenen großen Parteien und der Sprachgebiete aufeinander folgen, und zwar derart, daß der jeweilige Vizepräsident im folgenden Jahr Präsident des Rates wird. So hat die Sozialdemokratie in der Sessionsperiode 1920-21 den Vizepräsidenten gestellt. Da Genosse Müller im Mai 1921 starb, wurde für den Rest der Sessionsperiode ein zweiter Sozialdemokrat, Dr. Klöti, der jetzige Stadtpräsident von Zürich, zum Vizepräsidenten gewählt. Im Dezember 1921 übernahm Klöti dem Brauche gemäß das Präsidium. Im Jahre 1926 stellte die Sozialdemokratie neuerlich den Vizepräsidenten des Rates in der Person des Genossen Robert Grimm, der als Gemeinderat die Industriebetriebe in der Stadt Bern verwaltet. Als im folgenden Jahre Genosse Grimm dann das Präsidium übernehmen sollte, anerkannten zwar die bürgerlichen Parteien prinzipiell den Anspruch der Sozialdemokraten, den Präsidenten zu stellen, weigerten sich jedoch, Genossen Grimm zu akzeptieren, angeblich, weil er Vorsitzender des Oltener Generalstreikkomitees vom November 1918 war. Der logische Widerspruch, daß diese Funktion Grimms in der revolutionären Gährungsperiode des Kriegsabschlusses kein Hindernis gewesen war, ihn zum Vizepräsidenten des Nationalrats zu wählen, störte die Bürgerlichen nicht. Vor der Wintersession des Nationalrates hat nun Robert Grimm eine Erklärung an den Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Fraktion, Arthur Schmid, gerichtet, daß er nicht die Ursache des weiteren Ausschlusses der Fraktion aus dem Ratspräsidium sein möchte und daher ein neue Kandidatur unter allen Umständen ablehne.

Die Sozialdemokratische Fraktion nahm diese Erklärung zur Kenntnis und schlug einstimmig den Parteisekretär für die romanische Schweiz, Ernst Paul Graber als Vizepräsidenten vor. Graber wurde nun auch zum Vizepräsidenten des Nationalrates gewählt.

Für einen von zwei frei werdenden Sitzen im Obersten Schweizerischen Gerichtshof, dem Bundesgericht, hat die Sozialdemokratie Dr. Blocher (Basel) vorgeschlagen. Mit 117 gegen 101 Stimmen wurde Dr. Blocher von der Bundesversammlung, die die beiden Schweizerischen Kammern, Ständerat und Nationalrat gemeinsam umfaßt, gewählt. Die Sozialdemokratie ist nunmehr im Bundesgericht durch drei Genossen vertreten. Es sind dies die Genossen: Zgraggen, Brodtbeck und Dr. Blocher. Es hat so den Anschein, als ob sich allmählich eine gewisse Form der Proporzvertretung auch für den Obersten Schweizerischen Gerichtshof anbahnen würde.

Bei einer Anzahl von Gemeindewahlen hat die Sozialdemokratie in der letzten Zeit wiederum wichtige Fortschritte gemacht. Besonders bemerkenswert war der Wahlerfolg in dem sozialdemokratisch verwalteten Biel, wo die Sozialdemokratie die Anzahl ihrer Stadtratssitze von 31 auf 34 steigert, während die Bürgerlichen von 27 auf 23 zurückgehen. Als Stadtpräsident (Bürgermeister) wurde der Sozialdemokrat Guido Müller ohne Gegenkandidaten mit 5112 Stimmen wiedergewählt.

Freie Wahlen in Rumänien

Am 12. Dezember fanden in Rumänien die Wahlen für das Parlament statt. Es waren die ersten freien Wahlen in Rumänien. Das B... war ungewohnt; keine Gendarmen, die die Wähler einschüchterten; keine Bürgermeister, die sie kommandierten; freie Agitation für alle Parteien; volle Versammlungsfreiheit ohne Meldepflicht; kein Urnendiebstahl. Die Wahlen ergaben für das national-zaranistische-sozialdemokratische Wahlkartell ungefähr 75 Prozent der abgegebenen Stimmen. Die Nationalzaranisten dürften — die genaue Zählung erfordert einige Tage — etwa 320 Mandate haben. Von den Sozialdemokraten sind neun gewählt. Es sind dies die Genossen: Dan (Chotin), Flueras (Schiltal), Gherman (Resitza), Jumanca (Oradea), Lucian (Arad), Mirescu (Bucuresti), Pistiner (C[illegible]nauti), Radaceanu (Temesvar) und Roznowan (Storozynetz). Von diesen war Dr. Pistiner bereits in zwei Perioden Deputierter und ist Gemeinderat in Czernowitz, Gherman, der Sekretär der Bergarbeiter, einmal Deputierter. Die Genossen Fluera, der Obmann der Gewerkschaftskommission, und Jumanca haben während des Umsturzes dem Regierungsrat in Siebenbürgen angehört. Genosse Dan, Gemeinderat in Czernowitz, ist Direktor der Konsumbewegung in der Bukowina, Radaceanu Parteisekretär, Mirescu Gewerkschaftssekretär, Lucian war Stadtrat in Cluj und Roznowan ist Gemeinderat in Czernowitz. In den beiden letzten Parlamenten war bekanntlich kein sozialdemokratischer Abgeordneter, in dem vorhergehenden nur Genosse Pistiner.

Die sozialdemokratischen Deputierten wollen als erstes die Durchsetzung der Amnestie erkämpfen, ferner die Wiederherstellung der Autonomie der Krankenkassen, die seit acht Jahren von Regierungskommissären verwaltet werden, und die Aenderung des Wahlgesetzes, welches sie bekanntlich gezwungen hat, diesmal ein Wahlkartell einzugehen. Trotz des Wahlkartells haben die Sozialdemokraten aber die Propaganda vollständig selbständig geführt und sämtliche Wählerversammlungen gesondert abgehalten. Es wurde während der Wahlzeit sehr viel sozialistische Propagandaarbeit geleistet und eine ganze Anzahl von Organisationen neu gegründet. Zahlreiche sozialdemokratische Manifeste wurden verbreitet. Die Agitationsarbeit war durch das schlechte Wetter und die noch schlechteren Straßen zwar behindert, wurde aber trotzdem sehr wirksam geführt. Wiederholt wurden sogar im Schneetreiben unter freiem Himmel Versammlungen abgehalten. Man darf annehmen, daß für die Arbeiterbewegung in Rumänien eine neue Zeit beginnt.

Die Kommunisten haben trotz der großen Geldmittel, über die sie verfügten, und der damit ermöglichten großartigen Propaganda keinen Kandidaten durchgebracht, im Gegenteil, sie haben verhältnismäßig weniger Stimmen bekommen, als bei den letzten Wahlen. Dabei sind sie auch nicht in der Wahlpropaganda behindert worden. Die Liberalen, welche bei den Wahlen zum vorigen Parlament 1¾ Millionen Stimmen aufgebracht haben — allerdings nur Stimmen und nicht Wähler, denn die letzten Wahlen waren solche des Betruges und Terrors — dürften ungefähr 150 000 Stimmen bekommen haben. Sie werden etwa 12 Mandate haben. Die Averescaner, welche mit den Jorgisten verbunden waren, werden vier Mandate haben, ebensoviele auch die Partei des bisherigen Arbeitsministers Lupu. Die nationalen Minderheitsparteien verfügen über insgesamt dreißig Mandate. Die Hakenkreuzler konnten kein Mandat erringen.

Das Parlament tritt bereits am 22. zusammen und wird sich vor allem mit der Reform der Verwaltung, der Siguranza und der Gendarmerie beschäftigen, während die Amnestie einer Sonderkommission zugewiesen werden wird.

Bracke über die Räumung des Rheinlands und des Saargebietes

In der französischen Kammer hielt Bracke am 4. Dezember bei der Debatte über das Budget des Außenministeriums im Auftrag der sozialistischen Fraktion eine große Rede, in der er die wichtigsten Probleme der französischen Außenpolitik behandelte. Wir führen hier aus der Rede, die drei Seiten des „Journal Officiel" füllt, einige Stellen an.

Bracke zeigte die ernsten Keime neuer Krisen auf, die in der Neuordnung der Welt durch die Friedensverträge selbst liegen und fuhr fort: „Diese Jahre der Gewalt, wo jedermann nichts anderes gelernt hat, als sich zu fürchten und brutale Gewalt anzuwenden, scheinen die Verherrlichung der Gewalt nicht nur in den Bestimmungen der Friedensdiktate, sondern auch in den Seelen verankert zu haben. So erleben wir eine schwere Enttäuschung der Völker. Sie hatten gehofft, daß am Ende des Kampfes die Demokratie den Sieg über die brutale Gewalt davontragen werde, und man sah im Gegenteil, daß sich überall zunächst durch Uebertragung, dann geradezu durch Ansteckung der Grundsatz festsetzte, der nirgends deutlich verkündet, aber überall in den Seelen lebendig ist, der Grundsatz: die Gewalt entscheidet. Das ist es, was das Aufkommen der Diktaturen ermutigt hat, das wir gegenwärtig erleben . . . Die wahre Hoffnung des Heils liegt in dem wachsenden Aufstieg des internationalen Proletariats, das eines Tages die Keime des Krieges beseitigen wird."

Bracke zitierte im weiteren Verlauf seiner Rede das Wahlprogramm der sozialistischen Partei Frankreichs, in dem die sofortige und bedingungslose Räumung des Rheinlands verlangt wird. Er fügte hinzu: „Bevor ich mich einer anderen Frage zuwende, will ich von einer anderen notwendigen Räumung sprechen, der des Saargebiets. Ich kenne die Lage, ich war in dieser Gegend und gehöre zu jenen, die das Recht haben zu erklären, am Tage, wo man die Bevölkerung befragen wird, wird sie mit dem Wort Deutschland, antworten, wenn man sie fragt, wofür sie sich entscheidet."

Bracke wandte sich mit großer Schärfe gegen die Rede Briands in der Völkerbundsversammlung und erklärte, daß, wenn man wie Briand in dem wirtschaftlichen Aufstieg eines Landes eine Gefahr für den Frieden sehe, jede Hoffnung auf den Frieden vergeblich sei.

Ueber den Völkerbund sagte Bracke beim Abschluß seiner mit größter Aufmerksamkeit verfolgten Rede: „Der Völkerbund setzt uns in die Lage jedem der Völker zu sagen: Dein Schicksal liegt in den Händen der Regierungen. Wende Dich an Deine Regierung, sage ihr, was sie tun soll, übe einen Druck auf Deine Regierung aus, um sie an ihre Pflicht zu erinnern, in voller Oeffentlichkeit durch die Völkerverständigung für den Frieden zu arbeiten."

Internationaler Kongreß gegen den Faschismus

Der Gedanke eines Internationalen Antifaschistischen Kongresses wird gegenwärtig von zwei Seiten ventiliert. Er ist zuerst von dem berühmten Schriftsteller Henri Barbusse in seiner Eigenschaft als Präsident eines „Internationalen Antifaschistischen Komitees" publiziert worden. Barbusse, der ein organisiertes Mitglied der kommunistischen Partei ist, und dessen Name in allen Organisationen, die den Einheitsfrontmanövern dienen, wie der „Internationalen Arbeiterhilfe", figuriert, muß es sich gefallen lassen, daß auch dieses sein neues Unternehmen von vornherein dem Verdacht ausgesetzt ist, ein Einheitsfrontmanöver im Dienst der kommunistischen Partei zu sein.

Aber ganz abgesehen von den parteipolitischen Nebenzwecken der Veranstalter dieses Kongresses, wird sich das wahre Wesen des Barbusseschen Unternehmens darin offenbaren, ob er bereit ist, als Basis des Kongresses die grundlegende Forderung: Wiederherstellung der Demokratie in Italien und in den anderen faschistischen Ländern anzuerkennen. Mit der Festlegung auf diese Forderung ist bei der bekannten Einstellung der Kommunisten leider nicht zu rechnen. Eine Teilnahme von Sozialisten an diesem Kongreß kann daher nicht in Frage kommen, denn es bestände geradezu die Gefahr, daß die Auseinandersetzungen auf einem solchen nicht auf die Forderung der Demokratie gegründeten Kongreß, anstatt den Kampf gegen den Faschismus zu fördern, ihn beeinträchtigen.

Andererseits hat auch die „Concentrazione di Azione antifascista", in der die der S. A. J. angeschlossene Partito Socialista Unitario dei Lavoratori Italiani und die dem J. G. B. angeschlossene Confederazione Generale del Lavoro d'Italia, sowie die Maximalistische und die Republikanische Partei Italiens

Die Frage, ob die Verhältnisse und die Aussichten die Beschlossen, die Frage der Organisation eines Internationalen Antifaschistischen Kongresses zu prüfen.

Die Antifaschistische Konzentration will sich auch an die Sozialistische Arbeiter-Internationale wegen Beteiligung an dem von ihr geplanten Kongreß wenden. Die Frage wird in der Exekutive zu prüfen sein. Dem Gedanken steht vor allem die technische Schwierigkeit gegenüber, daß so kurz nach dem großen Internationalen Kongreß der S. A. J. in Brüssel, der eine so flammende Demonstration gegen den Faschismus, insbesondere in den Reden Turatis und Vanderveldes war, es vielleicht schwer sein wird, wieder eine internationale Demonstration gleicher Kraft zu veranstalten. Aber wie immer die Lösung dieser technischen und finanziellen Schwierigkeiten gefunden werden mag, so steht heute schon fest, daß für die Parteien der Sozialistischen Arbeiter-Internationale nur die Teilnahme an diesem Kongreß überhaupt in Frage kommen kann, da nur von diesem im Gegensatz zu der unter der Aegide Barbusse' eingeleiteten kommunistischen Veranstaltung erwartet werden kann, daß er von vornherein auf dem Boden der Parole der Wiederherstellung der Demokratie einberufen werden wird.

Aus der holländischen Arbeiterbewegung

Der Parteivorstand der holländischen Sozialdemokratie legt dem Parteitag, der im Februar zusammentreten wird, ein umfassendes Wahlprogramm vor. In der Einleitung dazu heißt es: „Die Partei beabsichtigt, in der kommenden parlamentarischen Periode so energisch wie möglich dafür einzutreten, daß die Arbeit der Sozialreform und der Entwicklung des Unterrichtswesens so kräftig wie möglich an die Hand genommen werde, sowohl in den Niederlanden als auch in Niederländisch-Indien; daß die Anerkennung der geistigen Freiheit gewährleistet werde; der Weg zur Sozialisierung geebnet werde. Außerdem stellt die Partei es sich zur Aufgabe, die demokratischen Institutionen und Rechte zu verteidigen und weiter auszubauen.

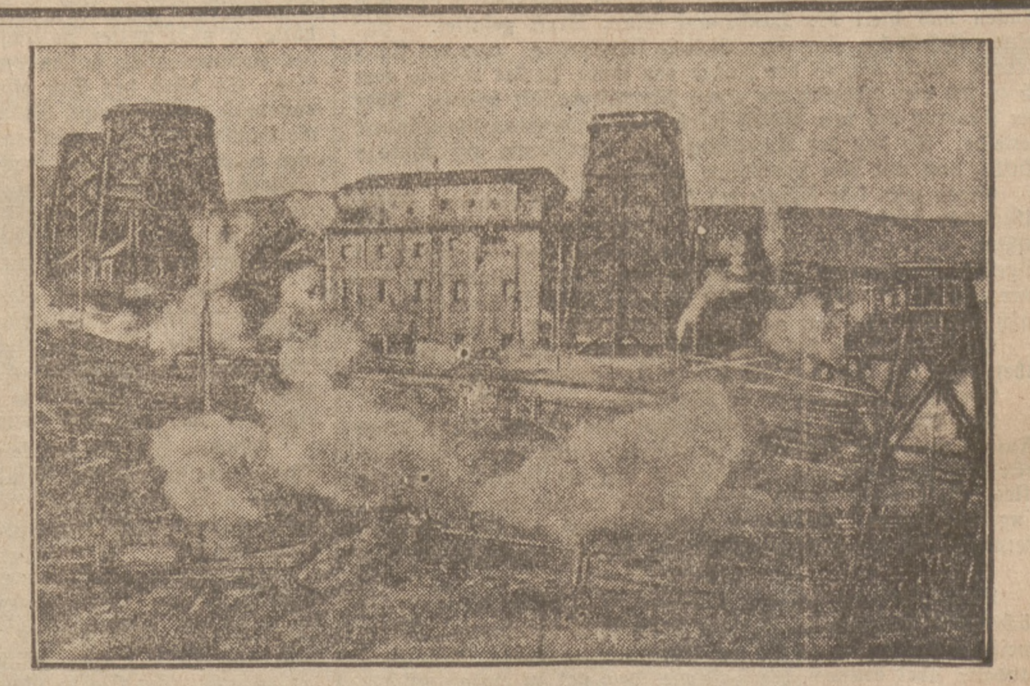
Sollte nach den Wahlen eine Mehrheit in der neuen Kammer sein, die bereit und imstande ist, Gesetzgebung und Verwaltung in der oben umschriebenen Weise in demokratische Bahnen zu lenken, so erklärt sich die S. D. A. P. im Prinzip und unter genau zu umschreibenden Bedingungen zur Zusammenarbeit mit anderen demokratischen Elementen, auch in bezug auf die Regierungsbildung, bereit.

Die Frage, ob die Verhältnisse und die Aussichten die Beteiligung der Partei an der Regierungsbildung angezeigt erscheinen lassen, wird, bevor zu entscheidenden Maßnahmen geschritten wird, mit der Gewerkschaftsbewegung beraten und sodann einem außerordentlichen Kongreß der Partei zur Entscheidung vorgelegt werden.



Die größten Brückenbogen der Welt

hat eine Brücke, die zur Zeit bei Brest (Nordwest-Frankreich) über einen Meeresarm gebaut wird. Die 1200 Meter lange Brücke wird aus drei Bogen bestehen, die auf zwei Pfeilern im Meere ruhen. — Unser Bild zeigt das Ansetzen des zweiten, noch unfertigen Bogens.



Vulkane als Dampfkessel

Bei Larderello (Mittelitalien) werden die dem Erdboden entströmenden vulkanischen Dämpfe durch ein Röhrensystem aufgefangen und zum Antrieb mächtiger Turbinen verwandt. Daß hierbei das heiße Geschenk der Erde nicht restlos ausgenützt wird, zeigen die überall dem Boden entweichenden Dämpfe.

72, auf die freigewerkschaftliche 72 und auf die deutsche Liste 79 Stimmen. Es entfallen auf jede Partei 3 Sitze.

Weihnachtsgratifikationen. Die W. Fitznersche Kesselfabrik verteilte an ihre Belegschaft Weihnachtskarpfen als Gratifikation. Bei der Vereinigten Königs- und Laurahütte wurden an Bürobeamte als Entschädigung für die Mehrarbeit im laufenden Jahr 50 Prozent des Gehaltes gezahlt. Tantiemenempfänger und Angestellte, welche Pottschichten verfahren, erhielten nichts. Auf der Maxgrube wurden gleichfalls 50 Prozent gezahlt, welche jedoch in Abzug gebracht werden und zwar ratenweise.

Der Handwerkerverein veranstaltet Sonntag abends 5 Uhr im Exnerschen Saale sein Weihnachtsfest. Freunde und Gönner des Vereins werden herzlichst eingeladen.

Schwere Unfälle. Auf der Maxgrube verunglückte der Zugbegleiter Nowak dadurch, daß ihn beim Einrangieren von Kasten, ein Kasten an den Kohlenstoß drückte, wobei er sich einen Beckenbruch mit Bluterguß zuzog. Er wurde hoffnungslos ins Lazarett gefahren.

Achsenbruch. Das Lastauto von Kattowitz—Tarnowitz brach bei Alfredschacht eine Achse. Der Wagen setzte sich mit dem Hinterteil auf die Chaussee. Die Passagiere kamen glücklicherweise nur mit dem Schrecken davon.

Myslowitz

Bau einer Eisenbahnlinie Myslowitz-Sosnowitz.

Wie aus gut informierter Quelle berichtet wird, soll im Sommerhalbjahr 1929 mit dem Bau der lange vorprojektierten Eisenbahnstrecke Myslowitz-Sosnowitz begonnen werden. Zum Zweck dieses Streckenbaus hat die Eisenbahndirektion im Budget für 1929/30 eine Summe von 800 000 Zloty vorgesehen. —h.

Bestandenes Examen. Fräulein Klara Stollorz hat vor der Handwerkskammer das Meisterinnenexamen im Modistinnenfach mit „gut" bestanden. —d.

Wichtig für Jagdkartenbesitzer. Das Polizeikommissariat in Myslowitz wendet sich an die Jagdkarteninhaber zwecks Verlängerung der Gültigkeit derselben. Die alten Karten sind im Kommissariat abzugeben. Für neue ist eine Stempelgebühr von 10 Zloty und eine Einholungsgebühr gleichfalls in Höhe von 10 Zloty zu hinterlegen und zwar in der Kreiskommandantur in Schoppinitz. —h.

Rosdzin. (Was sagt die Preisprüfungskommission dazu?) Eine erfreuliche Ueberraschung brachte den Käufern von Christbäumen der Sonnabend-Wochenmarkt in Rosdzin. Die Bäume sind über Nacht spottbillig geworden. Für die schönsten Exemplare zahlte man je nach Größe 20, 30 und 60 Groschen, d. h. kaum den 10. Teil des Preises, der am Mittwochmarkt in Eichenau gezahlt wurde. Eine solche Spekulation der Händler wird in Zukunft dazu führen, daß der Bedarf an Weihnachtsbäumen erst zur letzten Stunde, am hl. Abend, gedeckt wird, denn jeder sieht zu, wo er mit seinen sauer verdienten Groschen bleibt. —h.

Rosdzin. (Einbrecher bei der Arbeit.) In der gestrigen Nacht drangen einige unbekannte Täter durch die Mauer in die Werkstatt des Fleischermeisters Grytz auf der ul. Janowska in Schoppinitz ein und holten sich daselbst einen Ztr. Schinken und mehrere Pfund verschiedener Wurstwaren. Als Grytz am Morgen die Werkstatt betrat, fand er die Werkstatt ausgeplündert und in der Wand ein Loch. Die von dem Einbruch benachrichtigte Polizei fahndet nach den Tätern. Es ist der zweite Einbruch, welcher in diesem Jahre bei Grytz verübt wurde. —h.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Die **„Naturfreunde"** und der Arbeiter-Gesang-Verein „Einigkeit" veranstalten am Sonntag, den 30. Dezember, im Saale des Herrn Bialas, nachmittags 4 Uhr, eine Weihnachtsfeier, zu der die Mitglieder der D. S. A. P. und die Freien Gewerkschaften eingeladen sind. Mitglieder des D. M.-V. und des Maschinisten- und Heizerverbandes, die mit ihren Kindern an der Feier teilnehmen wollen, mögen dieselben bis spätestens Donnerstag, den 27. Dezember, beim Kollegen Wanjek, Schwient. Hutnicze 15 b angeben. — Für die Mitglieder der D. S. A. P. findet Donnerstag, den 27. Dezember, abends 7 Uhr, bei Bialas, eine Besprechung der Weihnachtsfeier statt, zu der alle Genossinnen und Genossen eingeladen werden.

Umbau der Unterführungen in Rosdzin-Schoppinitz

Bei der letzten Gemeindevertretersitzung in Schoppinitz wurde von seiten des G. V. Rotter, deutsche Fraktion, das Problem des geplanten Umbaues der Unterführungen in Rosdzin-Schoppinitz am Nord- und Südbahnhof daselbst angeschnitten. Rotter führte aus, daß der Gemeindevorstand schon des öfteren in dieser Sache angegangen worden sei. Man habe entweder diese Angelegenheit, welche im Interesse der allgemeinen Sicherheit beschleunigt werden müßte, auf die lange Bank gelegt oder man habe kein Interesse am Wohl und an der Sicherheit der Mitbürger.

Daraufhin gab Gemeindevorsteher Bieniosek einen ausführlichen Bericht über die von seiten des Gemeindevorstandes Schoppinitz bisher unternommenen Schritte zur Beseitigung dieses Uebels. Seine Ausführungen waren insofern von großem Wert, als sie Klarheit brachten in die Frage, wer Schuld sei an der Verschleppung dieser Angelegenheit.

Vor mehr als Jahresfrist ist von seiten der Gemeinde Schoppinitz eine Kommission gewählt worden, welche sich mit allen Instanzen in Verbindung setzen sollte, die irgendwie mit dem Umbau der Unterführungen interessiert wären, und zwar mit dem Landratsamt, der Eisenbahndirektion, den Gemeindeverwaltungen von Rosdzin und Janow, der Polizeidirektion und der Wohlfahrtsabteilung beim Wojewodschaftsamt. Anfangs waren alle für die Idee begeistert. Eine Kommission, welche sich aus Vertretern der Gemeinden Rosdzin-Schoppinitz-Janow zusammensetzte, erzielte beim Starosten des Kreises Kattowitz einen Bescheid, welcher sich für den Umbau der Unterführungen aussprach. Auch die Polizeidirektion, sowie das Wohlfahrtsamt sprachen sich in Hinsicht auf die Verkehrsgefährlichkeit der Unterführungen für einen Umbau aus und versprachen die Sache zu unterstützen. Anders handelte die Eisenbahndirektion, welche sich von Anfang an gegen das Tragen der Kosten aussprach.

Eine in dieser Sache in der Starostei einberufene Konferenz, an welcher der Gemeindevorsteher Bieniosek persönlich teilnahm, die anderen Gemeinden durch ihre Sekretäre vertreten waren, zeitigte nach langen Debatten das Resultat, daß die Kosten des Umbaus, welche einige Hunderttausende verschlingen würden, zu fünf Teilen zu tragen wären, welche auf die Gemeinden Rosdzin, Schoppinitz, Janow, die Kreisverwaltung und die Eisenbahnverwaltung gleichmäßig verteilt werden sollten. Dem widersetzte sich die Eisenbahndirektion mit dem Hinweis darauf, daß sie an dem Umbau desinteressiert sei, denn der vorherige Besitzer habe die Erlaubnis zum Bau solcher Unterführungen erhalten. Inwiefern eine derartige Stellungnahme zu einem so wichtigen Problem, welches bei dem großen Fortschritt des Verkehrs, der sich seit der Zeit des Umbaus der Unterführungen verhundertfacht hat und noch eine größere Steigerung und besondere Berücksichtigung erfahren müßte, durch die Automobilisierung desselben, wichtig ist, bleibt der Eisenbahndirektion überlassen. Kurze Zeit darauf erklärte auch die Gemeinde Janow ihr Desinteressement in der Sache, obgleich alle Janower, die irgendwie nach Kattowitz, Sosnowice usw. fahren wollen, eine der Unterführungen passieren müssen. Befremdend wirkt auch die Zurückhaltung der Gemeinde Rosdzin, die am Umbau in gleichem Maße wie Schoppinitz interessiert sein müßte. In letzter Zeit seien Schritte unternommen worden, um das Eisenbahnministerium für den Umbau der beiden Unterführungen zu gewinnen. Allerdings habe man keine Antwort erhalten. Seitdem aber der Wojewode Dr. Grazynski sich persönlich von den unhaltbaren und aller Kultur spottenden Zustände dieser Unterführungen überzeugt hat, dürfte die Sache in Bälde einer befriedigenden Lösung entgegenschreiten. h.

Sonnenwendfeier — Weihnachtsfeier

Unsere Urväter, welche in grauer Vorzeit meilenweit voneinander in ihrem Hag in der Wildnis wohnten, waren Naturkinder im wahren Sinne des Wortes. Daher waren ihre Sinne auch für die geringsten Vorgänge in der Natur überaus geschärft. Es konnte ihnen daher nicht verborgen bleiben, daß gerade um die jetzige Jahreszeit die Sonne siegreich das Dunkel durchbricht und wenn auch anfänglich unmerklich, so doch mit stetig wachsender Kraft ihr lebenspendendes Licht der Erde übermittelt. Mit ausgesprochenem Geselligkeits- und Gemeinschaftsgefühl ausgestattet, waren sie durch die Herbststürme und endlosen Regengüsse, welche jeglichen Verkehr untereinander behinderten, zur Einsamkeit verurteilt. Dunkel, Kälte und Einsamkeit wirken ungünstig auf des Menschen Seele ein. Jubelnd rüsteten sie daher zum Feste des Sonnengottes Baldur, Sonnwendfeier genannt. Aber nicht nur reiner Götterkult war der Trieb dazu, sondern auch die Freude, endlich einmal mit ihren Nachbarn zusammen zu kommen und gemeinschaftliche Angelegenheiten besprechen zu können, versammelte sich doch um die flammenlodernden Holzstöße der ganze Gau. Jubelnd umsprangen die Mädchen und Burschen die Flammen, grüßend das Licht, während die Hausväter den Gemeindeangelegenheiten oblagen.

Nichts wurzelt tiefer im Volke, als von Vätern überlieferte Sitten und Gebräuche. Dieses mußte auch bei der Einführung des Christentums die Kirche fühlen, da trotz aller Verbote die Urväter an dieser alten Sitte immer festhielten. Die kluge Erkenntnis, daß hier ein Kompromiß weit wertvoller ist, als ein nutzloser Kampf, bewog die Kirche auch, das Weihnachtsfest auf diese Zeit festzusetzen und so heidnische Gebräuche dem christlichen Glauben dienstbar und nutzvoll zu machen.

Aber auch wir wollen an den alten Gebräuchen unserer Väter festhalten. Strahlt doch das Weihnachtsfest wie kein anderes einen geheimnisvollen Zauber aus. Jugenderinnerungen werden wieder mit aller Macht lebendig, wenn wir an Lichter und Tannenbaum denken. Hatte auch die kleinste Gabe unseren Eltern Kummer bereitet, so spürten wir dieses als Kinder ja nicht. Nun aber diese reine Kinderfreude durch das kapitilistische Joch zertreten am Boden liegt, so soll unser Weihnachtsfest uns immer stärker an den Kampf um eine Sonnenwende—Zeitenwende mahnen. Nur spärliche Lichter können unseren Tannenbaum erhellen, umso eindringlicher sollen sie dem Proletariat den Weg zum neuen Licht, zur Sonne der Freiheit emporweisen. Nicht mit Flitterglanz, gleich den Versprechungen der Bourgeoisie, wollen wir ihn behängen, sondern uns daran erinnern, daß die Tanne, trotz Flitterglanzes, nicht lebensfähig ist, weil ihr das Mark gebrochen wurde. Auch einem einzelnen Menschen kann durch Versprechungen der Bourgeoisie seine Lebensbedingung geraubt werden, was bei einer geschlossenen Einheit nie der Fall sein kann. Not und Elend haben in den Arbeiterwohnungen Einkehr gehalten und die Weihnachtsglocken sollen uns ein Mahnruf sein, daß wir es uns zur Aufgabe gestellt haben, der Menschheit den Weg zu: Frieden, Freiheit und Bruderliebe zu bahnen. Nur dann erst kann das Weihnachtsfest ein wahrhaftes Fest der Liebe und des Friedens sein, wenn allen Menschen gleiche Lebens- und Freudeberechtigung zuerkannt wird, und dieses kann nur im Sinne der sozialistischen Idee möglich sein. Darum soll nie der glühende Sehnsuchtsfunke nach Freiheit und Gleichheit in uns erlöschen, sondern soll zum hellodernden Sonnwendfeuer in uns werden, welches uns den Glauben daran erhält, daß dieses Feuer einmal alles Dunkle und Schlechte der Welt bezwingen wird und den Sozialismus zum Siege führt.

Der Arbeiter-Sänger

Zusammenstellung der Besprechungen

über den polnisch-oberschlesischen Arbeitersängerchor gelegentlich der Hannoverfahrt und der Mitwirkung an der Schubertfeier der Heimatstelle Hindenburg.

Von Gauliedermeister Fr. Birkner, Kattowitz.

(Schluß.)

Der „Allgemeine Lokalanzeiger", Beuthen:

Im Bibliothekssaal der Donnersmarckhütte vermittelte uns die Hindenburger Heimatstelle mit einer Schubert-Feier einen hochwertigen Kunstgenuß. Hierzu waren die Arbeitersänger aus Polnisch-Oberschlesien unter Leitung des Bundesliedermeisters Studienrat Birkner-Kattowitz gewonnen worden. Im ersten Teil der Vortragsfolge wurde der Jägerchor aus „Rosamunde", der Hirtenchor, der Grabgesang aus der Osterkantate „Lazarus" und der „Lindenbaum" zu Gehör gebracht, denen sich im letzten Teil die Lieder „Es blinken so lustig die Sterne" von C. M. v. Weber, „In der Marienkirche" von K. Löwe, „Es zog eine Hochzeit" von Schumann und Beethovens „Die Himmel rühmen" anreihten.

An diesem Gerüst eines von wertvollen Schubertschen Liedproduktionen gestützten Programms ließen die Arbeitersänger anregsame Bekundungen von ihrer mit Ernst und Hingabe geförderten gesanglichen Schaffensarbeit aufranken. Im innigen Ausspinnen und Klangwerden des Gefühlsinhaltes, der Universalität des Gestaltungsbereiches, das sich in gleich schöner Erfassung auf Formung von Schuberts romantischen Empfindungssphären über Schumann, Weber, Löwe bis zu monumentalen Farbigkeit Beethovens spannt, vertritt der Chor der Arbeitersänger unter der hervorragenden Fühung Birkners eine echt deutsche Chorkultur. Hier wird um der Sache willen und ganz aus der Sache heraus musiziert, mit wohltuender Schlichtheit, die es vermeidet, sich auf irgend welche Wirkungen oder individuellen Nuancen festzulegen.

Hinter all den Wirkungserscheinungen des nach jeder Richtung wohlkultivierten Gesanges stand die ernst gestaltende Persönlichkeit des Dirigenten, der in vierjähriger unermüdlicher Arbeit als Leiter des Chores die Bewegungsbahn der gesanglichen Form geschaffen hatte.

In einem Vortrag zeichnete dann Studienrat Birkner ein frisches, lebendiges Bild des Genius Franz Schubert, gab eine liebevoll vertiefte Schilderung seines Lebens und seiner Kunst.

Lebhafter Dank und reiche Anerkennung wurde diesen Darbietungen zuteil, und Chor und Sänger nicht ohne Zugabe entlassen. Jos. Simmert.

„Volksstimme", Gleiwitz, und „Oberschlesische Zeitung", Beuthen, gleichlautend:

Man kann sich Schubert von welcher Seite auch immer nähern, immer wieder erhält man den Eindruck des Großen, des schöpferisch Seelischen, des in Schönheit und Harmonie Befreienden. Es muß nur immer das Maß von Liebe und Können dahinterstehen . . . wie zum Beispiel am Sonnabend bei der Feier, die eine echte Schubert-Feier geworden ist.

Die Heimatstelle hatte sich Studienrat Birkner aus Kattowitz mit seiner Sängerschar, die „Arbeitersänger von Polnisch-Oberschlesien", eingeladen; als Liedersänger den feinen Interpreten Kurt Becker und für das herrliche Klavierquintett unter Führung von Professor Jäger aus Kattowitz (Violine) die Herren Dr. Blumenfeld (Bratsche), Przybilla (Cello), Breitkopf (Kontrabaß) und Chorrektor Larisch (Klavier).

Man hörte den Chor. Fast durchweg junge Menschen, denen die Freude, deutschen Chorgesang aus Polen zu uns herüberzutragen, aus den Augen blitzt und aus dem Herzen quillt. Es erklingt der selten gehörte „Jägerchor" aus „Rosamunde", eine bis ins feinste ausgearbeitete Leistung. Sind das Arbeitersänger? Diese Reinheit in den Stimmen, die vorzügliche Ein- und Unterordnung, diese geistige Auffassung und glänzende Wiedergabe! Sofort empfindet man, dieser „Arbeitersängerchor" ist etwas Bedeutendes. Und alle in der Weiterfolge gesungenen Chöre bestätigen das: der „Hirtenchor", der „Grabgesang" aus der Osterkantate „Lazarus" und der „Lindenbaum", bearbeitet von H. Tyiessen. (Dieser letzte Chor — jede Bearbeitung verwässert — war vielleicht der einzige, den nicht jeder Chor so singen könnte.) — In der zweiten Abteilung sang der Chor dann, vielleicht um zu beweisen", wie er volksmäßig singen kann: „Es blinken so lustig die Sterne" von Weber, „In der Marienkirche" von Löwe, „Es zog eine Hochzeit" von Schumann und schließlich meisterhaft, wirklich ans Herz rührend, „Die Himmel rühmen" von Beethoven. Die Leistungen des Chores lösten lebhafte Beifallsstürme aus, die sich immer wieder erneuten und den Dank für den Genuß und die Hochachtung für den Dirigenten aussprachen, und: „So gab es eine Schubert-Feier voller Innigkeit und Schönheit!"

Noch einige Worte zum Beschluß!

Gewiß ist unser eigentliches Arbeits- und Wirkungsfeld die Heimat. Und man wird wohl nicht sagen können, daß wir dieses etwa vernachlässigten. Davon zeugen neben den eigentlichen Konzerten die Mitwirkung unserer Vereine bei zahlreichen Feiern, kulturellen, gewerkschaftlichen und andern Veranstaltungen. Aber so wie das „Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus" nun einmal tief in deutscher Art verwurzelt liegt, so ist es eine Sitte der Sänger und Künstler aller Länder und Zeiten gewesen, daß sie mit ihrer Kunst gern einmal auf Reisen gingen, um ihre Wirkung auch auf ein anderes Publikum auszuprobieren und sich doppelt zu freuen, wenn es recht gelang. Und das wird wohl so bleiben, auch bei uns. Schon liegt für den Monat März eine Einladung der Beuthener Arbeitersänger zu einer Schubertfeier in Beuthen vor. Für den Sommer ist ein Treffen unseres gesamten Sängergaues mit den Arbeitersängern Deutsch-Oberschlesiens im Beuthener Schützenhausgarten geplant. Auch von den Lodzer Arbeitersängern liegt eine Einladung zu einem Konzert in Lodz vor. Aber die Fahrt ist nicht billig, und ein solches Unternehmen muß sehr genau berechnet und sehr gründlich vorbereitet werden, um nicht mit einem finanziellen Katzenjammer zu enden. Und noch eine Einladung haben wir erhalten gelegentlich unseres Hindenburger Konzertes. Herr Konzertsänger Becker-Reinerz, dem der Chor außerordentlich gefiel, lud uns ein, im Sommer eine Konzertreise in die schlesischen Bäder zu machen und versprach dabei weitgehende Unterstützung. Ja, das wäre sicher sehr schön, muß aber auch erst gründlichst geprüft und berechnet werden. Und neben dem Finanziellen ist das Künstlerische nicht zu vergessen. Der Ruf unseres Chores ist, wie sich aus dem Vorstehenden ergibt, kein schlechter. Aber wir müssen darüber wachen, und eigentlich jeden Augenblick darüber wachen, daß unsere Leistung nicht nachläßt, daß sie auf der Höhe bleibt, daß sie sich noch vervollkommnet, daß auch unsere Zahl sich noch vergrößert. Das muß unsere Hauptsorge sein, dann werden wir zu gegebener Zeit auch jeder Einladung von außerhalb nachkommen können und mit Ehren bestehen so wie bisher. Das sei mein Wunsch am Ende dieses Rück- und Ausblickes. — „Freundschaft!"

Bücherschau

John Flack, Detektivroman von Edgar Wallace. Wenn je ein englischer Romanschriftsteller der Nachkriegszeit die Anerkennung verdient, daß er es versteht, die Leser in den Bann seiner Detektivgeschichten zu ziehen und in Spannung zu halten, so ist dies Edgar Wallace, dessen Name durch die Massenauflagen seiner Hervorbringungen in Deutschland längst bekannt ist. Im Roman „John Flack“ ist dies besonders der Fall. Der Träger dieses berüchtigten Namens, das einzige überlebende Oberhaupt einer alten Einbrecherfamilie, ist der Schrecken Londons. Nie hat er sich mit Kleinigkeiten abgegeben. Seine Spezialität sind die in den Banken lagernden Goldbarren. Festgenommen, jedoch von den Gerichtsärzten und Geschworenen als irrsinnig erkannt, verbringt das alte Einbrechergenie sechs Jahre im Gefangenen-Irrenhause, schleicht sich durch seine meisterhafte Aufführung ins Vertrauen des Direktors und des Aufsichtspersonals, schreibt inzwischen dreiundsechzig Bücher, bricht aus, schafft zunächst eines seiner früheren Banditenmitglieder, das ihn der Polizei verraten hatte, den Italiener Ravini, aus dem Leben, trachtet auch den gefürchteten Polizeidetektiv Reeder aus der Welt zu schaffen und setzt seinen früheren Bankeinbrüchen die Krone auf, indem er mit seiner Bande einen von Militär begleiteten Geldtransport abfängt und die Soldaten mittels Gas tötet. Allein in Reeder hat er seinen Mann gefunden. Dieser findet die lange Zeit vergeblich gesuchte Verbrecherhöhle in einer luxuriösen Pension in der Nähe der Küste. Es gelingt ihm, in die Pension aufgenommen zu werden, und nun setzt eine Reihe geheimnisvoller und aufregender Szenen ein, die ihren Höhepunkt mit der Entlarvung des Hauptkomplizen, des Bankräubers Flack, deren Flucht und rätselhaftes Verschwinden erreicht und mit der Vernichtung der Bande dem äußerst spannenden Roman den Abschluß gibt. Zu den Hauptpersonen zählt auch ein junge sympathische Dame, die durch Zufall in die Verbrecherhöhle gerät und nach unsäglichem Leid und Todesgefahr dem Detektiv in die Arme fällt. Das in Leinwand gebundene Buch ist im Wilhelm Goldmann-Verlag, Leipzig, erschienen und kostet Ganzleinen Mark 4,50, kartoniert Mark 3,—. In diesem Verlag sind auch alle anderen Bücher von Edgar Wallace erschienen.



Kattowitz — Welle 422.

Montag. 17: Kinderstunde. 20.20: Weihnachtsabendveranstaltung. 24: Uebertragung der Christmesse.

Dienstag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 17: Kinderstunde. 19: Konzert von Krakau. 21: Von Wilna.

Mittwoch. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12.10: Konzert. 14: Vorträge: 15.15: Konzert von Warschau. 17.30: Für die Jugend. 18.50: Vorträge. 20: Von Warschau. 20.30: Uebertragung aus Posen. 21.30: Literaturstunde. 22: Berichte und Tanzmusik.

Warschau — Welle 1111,1.

Montag. 17: Kinderstunde. 20.30: Sendung aller polnischen Stationen.

Dienstag. 10.15: Uebertragung aus der Kathedrale von Posen. 17: Kinderstunde, übertragen von Posen. 19: Konzert, übertdagen aus Krakau. 21: Uebertragung aus Wilna.

Mittwoch. 10.15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 12.10: Sinfoniekonzert der Warschauer Philharmonie. 14: Vorträge. 15.15: Konzert. 17.30: Für die Kinder. 18.50: Vortrag. 20.30: Uebertragung aus Posen. 22: Die Abendberichte und Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 329,7. **Breslau Welle 322,6.**

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: richten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funk- Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30. Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnach- industrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Montag, den 24. Dezember. 14,35: Weihnachtsmusikalien. Referent: Dr. Peter Epstein. 15: Das schönste Geschenk: Ein gutes Buch! 16: Weihnachtsglocken vom Breslauer Dom. 16,20: Abt Heimatkunde. 16,45: Uebertragung aus Gleiwitz. Ein alt Adventsspiel zu alten Weisen. 17,20: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Heimatkunde. 17,45: Weihnachten. 19: Uebertragung aus Berlin: Weihnachtsklänge.

Dienstag, den 25. Dezember. 9,15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9,30: Morgenkonzert. 11: Katholische Morgenfeier. 12: Weihnachtskonzert. 14,35: Uebertragung aus Gleiwitz: Lesestunde. 15: Abt. Kunstgeschichte. 15,25: Die fröhlichen Drei Könige. 16,05: Abt. Welt und Wanderung. 16,30: Unterhaltungskonzert. 17,20: Helmuth Richter liest eigene Dichtungen. 17,45: Melodramen und Harfenkonzert. 19: Uebertragung aus der Staatsoper Berlin: Der Rosenkavalier. Anschließend: Uebertragung aus der Sportarena in der Jahrhunderthalle: Fünfundzwanzig-Stunden-Mannschaftsrennen.

Mittwoch, den 26. Dezember. 9,15: Morgenkonzert. 11: Evangelische Morgenfeier. 12: Mittagskonzert. 14: Uebertragung aus der Sportarena in der Jahrhunderthalle: „Fünfundzwanzig-Stunden-Mannschaftsrennen“. — 15: Kinderstunde. 15,30: Unterm Tannenbaum. 16: Unterhaltungskonzert. 17,30: Abt. Kunstgeschichte. 17,55: Uebertragung aus Gleiwitz: Besuch aus Leschwitz. 18,20: Alte und neue Weihnachtsmusik. 19.15: Blick in die Zeit. 20,15: Volkstümliches Konzert. Schlesische Philharmonie. 22: Die Abendberichte und Dr. Fritz Wenzel: „Die Ergebnisse des Fünfundzwanzigstunden-Mannschaftsrennens“. 23,30: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik.

Weihnachtssport

1. Feiertag.

Königshütte: Fußballturnier des K. S. Stadion.
Stadion — Sportfreunde Königshütte.
K. S. Klimsawiese — Ruch Bismarckhütte.
Laurahütte: Iskra — 07 Laurahütte.
Eichenau: 73. Inf.-Reg. Kattowitz — 22 Eichenau.

2. Feiertag.

Königshütte: Amatorski — Pogon Kattowitz.
Laurahütte: 07 Laurahütte — Slonsk Schwientochlowitz.

Im Stadion Königshütte werden die Endspiele des Fußballturniers ausgetragen, und zwar begegnen sich die Sieger vom 1. Feiertag im Finale um einen Pokal. Um den 2. und 3. Preis werden die zwei geschlagenen Mannschaften vom Vortage kämpfen.

Sport vom Sonntag.

Zalenze 06 — Diana Kattowitz 4 : 2.

Einen schönen Sieg konnten die Zalenzer im Freundschaftsspiel über die Kattowitzer Dianen erringen. Das Spiel selbst stand auf einem hohen technischen Niveau. Bei Diana war eine Spielunlust und hauptsächlich im Sturm zu bemerken. 06 verbesserte sich zum Vorsonntag sehr.

Die ersten Spiele des Königshütter Fußballturniers.

K. S. Stadion — K. S. Kresy.

Am gestrigen Sonntag begann im Stadion das Weihnachtsfußballturnier, welches vom K. S. Stadion veranstaltet wird. Die Spiele wurden um die gewöhnlich wertvollen Preise ausgetragen und daß dabei wie in den Verbandsspielen gekämpft wird, das heißt hart, das kann man sich denken. Im ersten Spiel begegneten sich die zwei oben genannten spielstarken Königshütter Mannschaften.

Trotzdem Kresy schon älter und mehr Spielerfahrung besitzt, so mußten sie sich doch dem Spieleifer des viel jüngeren Stadion beugen. Das Resultat entspricht jedoch nicht dem Spielverlauf. Kresy hatte viel mehr vom Spiel und war auch dauernd überlegen. Ihre Niederlage haben sie vor allem ihrem Pech und dem einseitigen Schiedsrichter zu verdanken. Sonst war es ein interessantes und im flotten Tempo durchgeführtes Spiel, welches vieler Torsituationen und anderen Fußballreizen nicht bar war. Sehr schwach war der Kresy-Tormann, der jedoch an der Niederlage keine Schuld trägt.

K. S. Klimsawiese — Silesia Lagiewniki 4 : 1.

Das zweite Spiel im Turnier trugen obige Mannschaften aus. Bei diesem Spiel stand der Sieg in Frage, denn nach der normalen Spielzeit stand es noch 1 : 1. Erst in der 15 Minuten Nachspielzeit, welche bei solchen Spielen gegeben werden muß, wird das Endresultat festgestellt und Klimsawiese konnte durch fabelhaften Endspurt den Sieg an sich reißen. Das Spiel war sehr scharf und der Schiedsrichter mußte hart durchgreifen und von Silesia zwei, sowie von Klimsawiese einen Spieler herausstellen, damit das Spiel nicht noch mehr ausartet. Der beste Mann am Platz war Huston. Die Tore erzielten: Sieb 2 und Knedel 2.

Wintersport.

Legja Warschau — W. T. L. Warschau 12 : 0.

Am gestrigen Sonntag wurde das erste Eishockeyspiel zwischen obigen Mannschaften in Warschau ausgetragen. Beide Mannschaften gehören zu den stärksten Warschauer Eishockeyvereinen. Legja war jedoch in voller Fahrt und schlug seinen Gegner ziemlich hoch. Es war ein interessantes Spiel. Bei W. T. L. merkt man noch das Fehlen eines richtigen Trainings. Dagegen war die Legja gut eingespielt und auch physisch seinem Gegner überlegen.

Boxen.

Der zweite deutsche Europameisterkandidat geschlagen.

Um die Europameisterschaft im Leichtgewicht kämpften am vergangenen Sonnabend in Paris der Deutsche Czirson gegen den Franzosen Raphael. In der 11. Runde wurde Czirson durch einen k. o. entscheidend geschlagen. Das ist die zweite Niederlage, welche die Deutschen binnen einer Woche um die Europameisterschaft hinnehmen mußten. Vorigen Sonntag wurde Domgörgen im Mittelgewicht von dem Italiener Jacovazi geschlagen. geschlagen. Czirsons Niederlage ist ein schwerer Dämpfer für den deutschen Professionalboxsport.

Mitteilungen
des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Am Freitag, den 28. Dezember, abends 8 Uhr, veranstaltet der Bund eine Weihnachtsfeier in Form eines Bunten Abends. Da dieses Programm sehr reichhaltig ist und ausgeführt wird von den Kulturvereinen, werden die Mitglieder und Gönner eingeladen. Das Eintrittsgeld beträgt 50 Groschen.

Versammlungskalender

Königshütte. (Arbeiterwohlfahrt.) Unsere diesjährige Weihnachtsfeier, bestehend aus theatralischen Vorführungen und der Einbescherung, findet am 25. Dezember (1. Feiertag), nachmittags 5 Uhr, im großen Saale des Volkshauses statt. Hierzu sind sämtliche Partei- und Gewerkschaftsmitglieder eingeladen.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“ Sp. z ogr odp., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Das Haus Nr. 27

Von Eugen Molnar.

Mein Freund, der Polizeiinspektor, lud unsere Tischgesellschaft zu einer nächtlichen Razzia ein.

„So etwas ist sehr interessant,“ sagte er. „Ihr alle werdet davon profitieren.“

Das Wort „profitieren“ war natürlich nur bildlich zu verstehen, denn unsere Tischgesellschaft bestand ausnahmslos aus Schriftstellern, Künstlern und einigen Männern des öffentlichen Lebens. Wir nahmen die Einladung an.

Gegen Mitternacht fuhren wir mit einem Auto unter Führung des Polizeiinspektors in eine finstere, holperige Gasse der Vorstadt. Wir waren unserer fünf: Lautmann, der bekannte Politiker, Löwenfeld, der Maler, Hartlieb, der Theaterregisseur, der Polizeiinspektor und ich. Den Eingang in die Gasse hielt eine größere Polizeibereitschaft besetzt. Der Polizeiinspektor fragte einen stämmigen Wachtmeister:

„Welches ist das berüchtigste Haus?“

„Das Haus Nr. 27,“ erwiderte stramm der Wachtmeister.

Wir begaben uns zu Fuß dorthin, beim Schein der Taschenlampen der Polizisten. Keiner sprach auch nur ein Wort. Die Vorahnung des unbekannten Grauens, und die Umgebung, die sich wie ein Alp auf uns legte, machten uns alle stumm.

Beim Hause Nr. 27 angelangt, war die erste Ueberraschung, daß uns das ebenerdig, ohne Verputz dastehende Haus ohne Tor entgegengähnte. Wir traten ein. Nach kaum einigen Augenblicken schlug das Geräusch schlarfender, dann laufender Schritte an unsere Ohren. Die vorangehenden zwei Polizisten erhoben die Revolver schußbereit, ihre Taschenlampen: in dem schmutzigen Hofe tauchten die Umrisse dreier Personen auf.

„Halt! Die Polizei!“ riefen unsere Männer laut.

Alle drei blieben wie angewurzelt stehen. Wir näherten uns ihnen. Der Wachtmeister forderte sie auf, sich zu legitimieren. Zwei von ihnen zeigten ihre Arbeitsbücher. Gegenwärtig waren sie ohne Arbeit. Der dritte, ein bereits ergrauter Mann mit einem langen Schnurrbart und einem seit sieben Tagen unrasiertem Gesicht, sagte gleichsam wimmernd:

„Bitte zu mir ins Zimmer hineinzukommen. Dort befinden sich meine Schriften.“

Wir traten ein. Auf dem bloßen Fußboden lagen eine in Lumpen gehüllte Frau und drei Kinder. Möbelstücke gab es keine. Die Wände waren schmutzig, feucht. Uns schauderte. Der Mann legitimierte sich. Ein Privatbeamter ohne Stellung. Seit vier Jahren verdiente er nicht einen Heller. Er lebte — wenn man das „leben“ nennen kann — davon, was seine Kinder zusammenbettelten.

Wir hielten es nicht länger als fünf Minuten aus. Aber diese fünf Minuten düngten uns wie ein ganzes Leben, als das Leben selbst. Anno 1928.

*

Als ich am nächsten Tag das Abendblatt zur Hand nahm, las ich folgenden Artikel:

„Lautmanns heftiger Angriff gegen die Regierung im Parlament. Er verlangt die Räumung der Elendswohnungen und die Einführung der Arbeitslosenunterstützung. (Das war der Titel. Und nun der Text.) Abgeordneter Lautmann hat an die Gesamtregierung eine allgemeines Aufsehen erregende Interpellation in Angelegenheit des Elends der Arbeits- und Stellungslosen und deren Unterstützung gerichtet. Der vorzügliche Redner hat vielleicht noch niemals eine derart elementare Wirkung erzielt wie heute, als er die Lage der im bittersten Elend Schmachtenden in den malerischen Farben schilderte. Welch eine gründliche und gewissenhafte Arbeit Lautmanns vollbrachte, kennzeichnet nichts besser als sein vom sozialen und humanitären Standpunkt aus unbedingt lobenswertes Vorgehen, daß er sich — keine Mühe scheuend — mit eigenen Augen von der Lage der unglücklichen Menschen überzeugte. Nach der Rede Lautmanns erscholl minutenlanger Applaus. Selbst aus den Bänken der Regierungspartei gratulierten ihm sehr viele. Im Korridor verbreitete sich alsbald die Kunde, daß der Ministerpräsident die Stelle des Staatssekretär im Wohlfahrtsministerium Lautmann anbieten werde.“

Die Tischgesellschaft empfing Lautmann mit donnernden Hochrufen. Andere wieder gratulierten dem Polizeiinspektor.

„Nun, Inspektor. Jetzt ist es schon sicher, daß du außertourlich zum Polizeirat befördert wirst.“

Löwenfeld, der Maler, erschien mit einer riesigen Leinwand unter dem Arm. Er legte sie auf den Tisch. Jenes Detail der nächtlichen Razzia war auf ihr verewigt, das wir in der Elendswohnung des Hauses Nr. 27 gesehen hatten. Ein begeisterter Kunstliebhaber war von der Naturtreue der farbigen Kreidezeichnung derart entzückt, daß er sie dem Maler auf der Stelle um fünfhundert Pengö abkaufte. Als dies ein zweiter Kunstliebhaber erfuhr, bestellte er eine Kopie des Bildes.

Am nächsten Tag traf Hartleb, der Theaterregisseur, mit vor Freude strahlendem Gesicht zu unserem Tisch:

„Ich habe einen riesigen Erfolg, Freunde. Wie ihr wißt, bereiten wir uns auf die Neueinstudierung von Gorkis „Nachtasyl“ vor und ich studiere das Stück ein. Eine Szene habe ich haargenau so eingestellt, wie ihr sie im Hause Nr. 27 gesehen habt. Mein Direktor weinte vor Rührung und er erhöhte meine Gage um hundert Pengö monatlich.“

Als ich am dritten Tag in die Redaktion kam, ließ mich der Verleger zu sich rufen.

„Endlich!“ sagte er.

„Was heißt, endlich?“ fragte ich.

„Endlich habe ich von Ihnen eine Arbeit bekommen, die im ganzen Land Widerhall erwecken wird.“

„Ach so... Sie meinen meine Novelle: „Das Haus Nr. 27?“

„Natürlich meine ich diese. Ich lasse Ihnen hiermit für dieselbe ein vierfaches Honorar anweisen. Das ist aber noch gar nichts. Sie müssen dieses Thema zu einem Roman ausarbeiten. In Fortsetzungen. Mit mindestens fünfzig Fortsetzungen. Gehen Sie, bitte, zur Kassa, dort harrt Ihrer schon der Vorschuß.“

Taumelnd vor Staunen, vergaß ich mich für die beispiellose Freigebigkeit sogar zu bedanken.

Nach Erscheinen der Novelle gratulierten mir folgende Personen: 1. Lautmann, Staatssekretär im Wohlfahrtsministerium, 2. Hartleb, Oberregisseur (der inzwischen einen Vertrag nach Hollwood erhalten hat). 3. Löwenfeld, Maler, den der Unterrichtsminister mit einem großen Stipendium nach Paris geschickt hat. 4. Der Polizeiinspektor, beziehungsweise mein Freund, der Polizeirat.

*

Richtig, ich hätte fast vergessen . . . Der verwahrloste Privatbeamte des Hauses Nr. 27 hat letzte Nacht sich und seine Familie umgebracht. Laut polizeilicher Meldung hatten sie volle drei Tage gehungert. Dieser unbeholfene Mensch! Nur er allein hat an der nächtlichen Razzia nicht profitiert.

Kinder-Freunde

Was das Kraftwerk von Weihnachten erfuhr

Mitten im Waldgebirge, an einem Wasserfall, stand das Haus mit den elektrischen Maschinen, die den Strom machten, der ringsum in den Bauerndörfern und kleinen Städten Straßen und Häuser erleuchtete und in den Fabriken die Maschinen trieb. Das heißt — wer eigentlich den Strom machte, das war noch nicht ganz raus. Darüber stritten sich immer und immer wieder das Wasser, das die Turbinenschaufeln trieb, die Turbinen, die Dynamos und die Schalttafel.

Nur der Dieselmotor, der im kleineren Nebenraum stand, und eingeschaltet wurde, wenn nicht genug Wasser da war oder das Wasser gefror, wurde von vornherein nicht für voll genommen. Denn er war ja so faul, er arbeitete nur im Sommer und im strengsten Winter.

Aber das Wasser, das war überzeugt davon, daß nur es selbst den Strom machte, und lachte plätschernd die Turbinenschaufeln aus, die toten eisernen Gesellen, die so taten, als ob s i e nun den Strom machten. Davon waren die aber fest überzeugt, denn wer anders als sie drehte denn die Dynamos? Diese aber, deren kupferne Trommeln sich schwangen, wisperten mit knisternden Funken: Wir, wir sind's, wir machen die Funken, wir machen die Kraft. Die große weiße Schalttafel aber hielt das alles für kurzsichtiges Geschwätz untergeordneter Organe. Sie trug nämlich drei, vier Manometer und zwei Reihen Schalthebel, die mit ihren Messingfüßen und schwarzen Handgriffen uniformiert waren wie Soldaten und auch ausgerichtet wie solche. Weil das alles an ihr festgemacht war, benannte es sie ihre Untertanen und hielt sich für ein höheres Wesen und den, der bestimmte, ob die Dörfer und Städte Strom erhielten oder nicht. Im übrigen war sie aus Marmor, kam von weit her aus dem Süden und meinte schon deshalb, sie sei was Besseres.

Wie sie nun am Weihnachtsabend weiß und hochmütig an der Wand stand und auf die Dynamos hinabblickte, räusperte sich demütig ihr Hauptmanometer und meldete: „Untertänigste Meldung, daß mein Zeiger sinkt, wird weniger Strom draußen gebraucht."

Die Schalttafel nickte herablassend. Mehr konnte sie nämlich nicht, denn sie war in Wirklichkeit entsetzlich dumm und wußte auch diesmal nicht, warum der Zeiger im Manometer sank, ohne daß sie es vorher erlaubt hatte. Sie wollte schon die Dynamos anschnauzen, aber die knisterten ununterbrochen: „Wir drehen uns, wir drehen uns, nicht unsere Schuld. nicht unsere Schuld."

Auch die Turbinen taten ihre Pflicht und brummelten kopfschüttelnd: „Einfall, mit einmal weniger Strom zu brauchen."

„Da seht ihr wieder, wie dumm ihr seid, das ist nämlich, weil Weihnachten ist," lachte eine Welle und hopste der Turbine gerade über die linke Schaufelecke, die sowieso schon den Schnupfen hatte.

„Weihnachten, schon wieder was, von dem ich nicht informiert wurde," beschwerte sich die Schalttafel. Die Dynamos aber surrten: „Geht uns nichts an, geht uns nichts an, drehen uns, drehen uns."

„Gestatten uns ergebenst zu bemerken, daß Weihnachten wohl ist, weil uns der Maschinist heute morgen blitzblank geputzt hat," informierten die Schalthebel demütig die Tafel.

„Wir werden jeden Tag gewaschen, von morgens bis abends," trotzten die ungehobelten Turbinen auf.

„Ja und von wem, nur von uns, doch nur von uns!" klatschten die Wasser.

Aber da huben die Tannen an, die hohen ernsten, vor dem Haus:

„Weihnachten, das ist, wenn wir in die Häuser wandern. Wandern hinein in die Stuben, werden mit Lichtern und buntem Zeug geschmückt, und alle Menschen freuen sich über uns. Wir tun's gerne, wenn wir auch dabei sterben müssen, denn schließlich sind wir Leben wie die Menschen — und jedes Lebewesen soll dem andern zur Freude verhelfen, wo es kann. Und jetzt gerade haben sie überall die Lichter angesteckt, darum braucht man euren Strom nicht mehr so sehr."

Die Schalttafel wollte sich gerade überlegen, ob sie nachträglich den Menschen die Erlaubnis dazu erteilen wollte, daß sie die Lichter angesteckt hatten. da schlürfte Onkel Tamm, der alte Wächter, in seiner blauen Jacke hinein in den Maschinensaal, und alles mußte schweigen. Denn es ist Gesetz für die Dinge, daß sie nur reden und denken können, wenn keine Menschen da sind.

Darum fing auch sofort in der kleinen Kammer mit dem Pult, in der Tamm bis dahin gesessen hatte, das Geschnack an. Eine Zeitung lag auf dem Tischchen, „Volksblatt" stand groß und feierlich darauf, und feierlich war das Blatt auch, wenn es den Mund auftat.

„Tanne, du hast recht, nud du meinst es gut," verkündete das Volksblatt in getragenen Worten, so ungefähr wie ein Volksredner spricht. „Du meinst es gut. Tanne, aber ob du in die Häuser kommst, und wieviel Lichter an dir brennen, hängt davon ab, ob die Leute Geld haben oder nicht. Und es haben nicht immer die Geld, die am meisten arbeiten." —

Da kam Onkel Tamm zurück, und das Volksblatt mußte sich wieder mit ihm unterhalten, denn als Zeitung konnte es ja mit seinen schwarzen Buchstaben auch mit Menschen reden.

Die Maschinen aber hatten wohl gehört, was Tamm und Volksblatt gesagt hatten, aber daß die Menschen nun absolut an ganz gewöhnlichen Kerzen Gefallen finden könnten, begriffen weder Schalttafel noch Dynamos noch Turbinen. „Schnick, schnack," knisterten die Dynamos mit grünen Funken, „die Lichter sind bald abgebrannt, und wenn wir uns hier nicht drehen würden, wer weiß —"

„Ihr dreht euch ja gar nicht, w i r drehen euch!" trumpften die Turbinen auf.

„Ihr, daß wir nicht lachen! Wenn w i r euch nicht schieben würden!" höhnten die Wasser. „Ihr seid ja bloß totes Eisen."

Da regte sich der Winter, der am andern Rande des Wassers gelegen hatte, und reckte seine eisige Hand und mahnte: „Wenn ich euch nur anhauche, gefriert ihr, ihr großspurigen Wellen, wißt ihr das nicht?"

Der Wind aber, der immer neugierige, sauste sofort um das Haus und schrie durch die Scheiben den Maschinen zu, daß der Winter aufgewacht wäre. Onkel Tamm sah auf zum Thermometer, 8 Grad Kälte! Wenn das so weiter ging, fror das Wasser ein. Dann mußte er den Dieselmotor anlassen. Er ging hinüber in den dunklen Nebenraum, wo mit mächtigem eisernen Herzen und Glieder der Motor schlief. — Das Volksblatt aber begann eine neue Rede zu halten:

„Seht ihr! So klug ist der Mensch. Er hat Maschinen erdacht, die ihm die Dynamos drehen, wenn der Herr Winter das Wasser stillegt. Das ist der „Menschengeist", versteht ihr. Viel hat er schon geschafft, und wenn wir hundert Jahre weiter sind —"

„A, schnick, schnack, heute ist Weihnachten, und da regiert das Menschenherz, und da will ich auch mein Vergnügen haben, Prost Mahlzeit!" tollte der Wind, hieb ganz einfach das Fenster neben dem Pult auf und schmiß dem Volksblatt einen Haufen Schnee auf den Leib. Na weinten alle die schwarzen Lettern, und das Papier krümmte sich vor Nässe.

Die Tannen aber hielten den Wind bei den Ohren fest und ermahnten ihn, solche Dummenjungenstreiche mit einem ernsten Mann wie dem Volksblatt zu unterlassen. Heute sei ihm noch einmal verziehen, weil gerade Weihnacht sei, aber sonst . . .

P. H.



„Anbetung der Hirten"

Gemälde des spanischen Malers Murillo (1617—1682), das jetzt eines der wertvollsten Besitztümer des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin ist.

Weihnachten in der Speisekammer

Von Paula Dehmel.

Unter der Türschwelle war ein kleines Loch. Dahinter stand die Maus Kiek und wartete. Sie wartete, bis der Hausherr die Stiefel aus- und die Uhr aufgezogen hatte; sie wartete, bis die Mutter ihr Schlüsselkörbchen auf den Nachttisch gestellt und die schlafenden Kinder noch einmal zugedeckt hatte, sie wartete auch noch, als alles dunkel und tiefe Stille herrschte. Dann ging sie.

Bald wurde es in der Speisekammer lebendig. Kiek hatte die ganze Familie benachrichtigt. Da kam Miek mit den fünf Kleinen, und Onkel Grisegrau und Tante Fellchen stellten sich auch ein.

„Frauchen, hier ist etwas Weiches, Süßes," sagte Kiek leise vom obersten Brett herunter zu Miek; das ist etwas für die Kinder," und er teilte von dem Mohnkuchen aus. „Komm hierher, Grisegrau," piepte Fellchen und guckte hinter der Mehltonne hervor, „hier gibt's Gänsebraten, vorzüglich sag ich dir, wie Nuß knuspert sich's".

Grisegrau aber saß in der neuen Kiste in der Ecke, knabberte am Pefferkuchen und sagte gar nichts. Die Mäusekinder balgten sich im Sandkasten und kriegten viel Mohnkuchen.

„Papa," sagte das größte, „meine Zähne sind schon scharf, ich möchte lieber knabbern, das hört sich so hübsch an." „Ja, ja, wir wollen auch knabbern," sagten die Mäusekinder. „Mohnkuchen ist uns zu matschig," und bald hörte man sie am Gänsebraten und am Pfefferkuchen. „Verderbt euch nicht den Magen," rief Fellchen, die Angst hatte, selbst nicht genug zu kriegen, „an einem verdorbenen Magen kann man sterben." Die kleinen Mäuse sahen ihre Tante erschrocken an; sterben wollten sie ganz und gar nicht, das mußte schrecklich sein. Vater Kiek beruhigte sie und erzählte ihnen von Gottlieb und Lenchen. die drinnen in ihren Betten lägen und ein Pferd und eine Puppe im Arm hätten, und daß in der großen Stube ein mächtiger Baum stände mit Lichtern und Flimmerstaat, und daß die ganze Wohnung herrlich nach frischem Kuchen röche! „Ach," sagte Fellchen, erzähle nicht so viel, laß die Kinder lieber essen." Die aber lachten die Tante mit dem dicken Bauch aus und wollten noch viel mehr wissen, mehr als der gute Kiek selbst wußte. Zuletzt bestanden sie darauf, auch einen Weihnachtsbaum zu haben, und die zärtlichen Mauseeltern liefen wirklich in die Küche und zerrten einen Ast herbei, der von dem großen Weihnachtsbaum abgeschnitten worden war. Das gab einen Hauptspaß. Die Mäusekinder quiekten vor Entzücken und fingen an, an dem grünen Tannenholz zu knabbern; das schmeckte aber abscheulich, wie Terpentin, und sie ließen es sein und kletterten lieber in dem Ast herum, machten Männchen, lugten neugierig über die Bretter und spielten Versteck hinter den Gemüsebüchsen und Einmachetöpfen; was sollten sie auch mit dem dummen Weihnachtsbaum, an dem es nichts zu essen gab!

Als aber das Kleinste ins Pflaumenmus gefallen war und von Mama Miek und Tante Fellchen abgeleckt werden mußte, wurde ihnen das Umhertollen untersagt, und sie mußten wieder artig am Pfefferkuchen knabbern.

Am andern Morgen fand die alte Köchin kopfschüttelnd den Tannenast in der Speisekammer und viele Krümel. Als Gottlieb und Lenchen in die Küche kamen, um der alten Marie guten Morgen zu sagen, zeigte sie ihnen die Bescherung und meinte: „Die haben auch tüchtig Weihnachten gefeiert." Die Kinder aber tuschelten und lachten und holten einen Blumentopf. Sie pflanzten den Ast hinein und bekränzten ihn mit Zuckerwerk, aufgeknackten Nüssen, Honigkuchen und Speckstückchen. Die alte Marie brummte, da aber die Mutter lachend zuguckte, mußte sie schon klein beigeben. Sie stellte alles andere sicher und ließ den kleinen Naschtieren nur ihren Weihnachtsbaum.

Die Kinder aber jubelten, als sie am zweiten Feiertag den Mäusebaum geplündert vorfanden, und hätten gar zu gern auch ein „Dank schön"" von dem kleinen Volk gehört.

Das aber lag unter der Diele und verdaute. „Den guten Speck vergeß ich mein Lebtag nicht," sagte Fellchen, und Grisegrau biß eine mitgebrachte Haselnuß entzwei. Kiek und Miek aber waren besorgt um ihre Kleinen; die hatten zu viel Pfefferkuchen gegessen, und ihr wißt, liebe Kinder, das tut nicht gut!

Seemannsweihnachten

Von E. Langenberg.

Ueber den Ozean heult und braust gewaltig der Sturm. Mächtige Wogen peitscht er hoch, auf denen einsam — allein in der wilden Wasserwüste — ein großes Segelschiff tanzt. Nur wenige Sturmsegel sind gesetzt, die Böen brausen hinein und suchen sie tückisch zu zerreißen. Doch zäh halten sie stand. Eisige Wellen schlagen über Deck, wo in wasserdichtem Oelzeug und schweren Seestiefeln die Matrosen laufen. Es ist am Dämmern und sie klaren das Deck auf für die lange Nacht. Drin am Deckhaus, wo die Matrosen schlafen, brennt eine matte Petroleumlampe. Drei Mann sitzen auf einer schmalen Bank vor einem Tisch und sind eifrig am Arbeiten. Es ist nicht ganz einfach bei dem furchtbaren Schaukeln des Schiffes — aber sie lassen sich nicht beirren. — Was ist es, das sie so emsig zusammenbauen? —

Der eine hat ein großes Loch in ein Holzkreuz gebohrt, das er nun fest auf den Tisch nagelt. An einem Pappkasten klebt und schneidet der zweite, rotes und grünes Seidenpapier liegt vor ihm, und der dritte, was macht der gar? Zwischen den Knien festgeklemmt hält er einen grünbemalten, nach oben zugespitzten Besenstiel, in welchen er ringsherum eine Menge kleiner Löcher bohrt. Aus seiner Koje langt er jetzt ein Bündel grober Besenreiser, die auch mit grüner Farbe bemalt sind. Er spitzt sie an, schneidet verschiedene Längen davon, nimmt wieder den kurzen Besenstiel — reihum werden die Reiser hineingesteckt und sieh da! ein kleines Bäumchen ist erstanden. Dürftig und ärmlich zwar, nur kahle Zweige. keine Nadeln, aber es ist ein Christbaum! Der Weihnachtsbaum der Seeleute, die fern, fern von Land da auf dem weiten Weltmeer segeln. Fest wird er nun in das Holzkreuz gerammt und stolz betrachten die drei Künstler ihr Werk.

Die Zeit eilt. Viertel nach fünf ist es schon und um halb sechs muß die Wache geweckt werden, die noch schnarchend in den Kojen an der Wand liegt und nichts merkt von dem Treiben der drei Weihnachtsmänner. Die sind leise durch den Gang zur Kambüse gestiefelt, wo der Koch trotz Sturm und Wetter ein extra feines Essen gekocht hat. Auchst ein kleiner Kuchen ist dabei. All die Herrlichkeiten werden ins Logis getragen, auf den Tisch festgeklemmt, damit sie beim Schlingern und Schaukeln nicht heruntersausen — und schon schlägt es draußen drei Glas — halb sechs! Schnell jetzt die Kerzen an, die Lampe aus! Als dann mit lautem Weckruf der Schiffsjunge der Wache ins Logis tritt, stimmen die drei mit mächtiger Stimme ein altes Weihnachtslied an. Erschreckt, erstaunt fahren die Schläfer hoch, blinzeln mit schlaftrunkenen Augen verwundert auf das schimmernde Bäumchen, auf die hell leuchtende Schrift des Transparentskartons: Fröhliche Weihnachten! „Jung, hüt is jo Weihnachtsobend! — Dor hew ick nich an dacht!" — So schwirren die Rufe durcheinander. Manch einer aber starrt wortlos auf die flackernden Kerzen, denkt wehmütig an sein fernes Heim und an seine Jugend.

Dann springen sie aus den Kojen, kleiden sich an und hauen feste in das dampfende Essen ein. Ein paar Flaschen Wein, etliche Nüsse und für jeden ein Paket Tabak hat der Kapitän auch gestiftet. Die Pfeifen glühen auf, dann ruft unerbittlich die Glocke vier Glas — sechs Uhr! Wachablösen! Hinaus geht's in die finstere Nacht,, prasselnder Regen schlägt ihnen entgegen, es rauschen und brausen die Wogen. Und heult der Sturm.

So feiern sie ihren Heiligabend, tausende von Meilen von ihrer Heimat auf weitem, sturmgepeitschten Meer.

Deutsche Theatergemeinde

für Polnisch-Schlesien
Stadttheater Katowice
Telefon 1647

Dienstag, den 25. Dezember (1. Weihnachts-feiertag), nachm. 3½ Uhr:
Kein Vorkaufsrecht! Kein Vorkaufsrecht!
Kindervorstellung!

Dornröschen

Weihnachtsmärchen mit Musik u. Tanz von Görner.

Dienstag, den 25. Dezember (1. Weihnachts-feiertag), abends 7½ Uhr:
Kein Vorkaufsrecht! Kein Vorkaufsrecht!

Hoffmanns Erzählungen

Oper von Offenbach.

Freitag, den 28. Dezember, nachm. 4½ Uhr:
Kein Vorkaufsrecht! Kein Vorkaufsrecht!
Kindervorstellung!

Peterchens Mondfahrt

Märchen mit Musik und Tanz von Bassewitz.

Freitag, den 28. Dezember, abends 8 Uhr:
Abonnementsvorstellung u. freier Kartenverkauf!

Oktobertag

Schauspiel von Georg Kaiser.

Sonntag, den 30. Dezember, nachm. 3½ Uhr:
Kein Vorkaufsrecht! Kein Vorkaufsrecht!

Dar Obersteiger

Operette von Zeller.

Sonntag, den 30. Dezember, abends 7½ Uhr:
Kein Vorkaufsrecht! Kein Vorkaufsrecht

Die Herzogin von Chicago

Operette von Kalman.

Freitag, den 4. Januar, abends 8 Uhr:

Lieder-Abend

LOTTE LEONARD

mit Kammerorchester.

Montag, den 7. Januar, abends 8 Uhr:
Abonnementsvorstellung u. freier Kartenverkauf!

Die Freier

Lustspiel mit Musik von Josef von Eichendorff.
In der Hauptrolle: **Ernst Legal**, Inendantt der Berliner Staatsoper als Gast.

Was ists nur mit der Mode?

Ich kann doch nicht schon wieder ein neues Kleid kaufen..."
Nein, liebe Hausfrau, kaufen nicht — selber machen.

Beyers Modenblatt

lehrt alles vom Hausanzug bis zum Abendkleid selbst zu schneidern. Schnittbögen für alle Modelle in jedem Heft. Außerdem: Roman, Hauswirtschaft u. v. a. Lassen Sie sich die neuesten Hefte von Ihrem Buchhändler vorlegen oder für 55 Pf. vierzehntäglich ins Haus bringen.

EYER-VERLAG, LEIPZIG-T.



Wer sparen will, darf keinen Schuh ohne Berson tragen!

Geldausgeben ist sicherlich auch für Sie keine angenehme Tätigkeit. Wenn wir Ihnen einen Rat erteilen können, wie Sie Geld sparen und dabei noch Ihre Gesundheit schonen, so werden Sie ihn jedenfalls mit Interesse hören. Sie ärgern sich gewiß jedesmal, wenn Sie eine Rechnung für neue Schuhabsätze, Doppler oder gar für neue Schuhe zahlen müssen, wundern sich und schimpfen, daß Sie so viele Schuhe zerreißen. Dieser Ärger bleibt Ihnen erspart, wenn Sie an Ihren Schuhen **Berson Gummiabsätze** und **Gummisohlen** tragen. Daß Schuhe mit **Berson** mindestens dreimal so lange aushalten wie mit Lederbesohlung, werden Sie schon beim ersten Versuch erkennen. Ihre Schuhe werden aber nicht nur bedeutend weniger abgenützt, Sie werden auch finden, daß **Berson** ein elastisches, angenehmes Gehen ermöglicht, und daß Sie nicht ermüden, auch wenn Sie noch so lange auf holpriger Straße marschieren müssen. **Berson** verhindert auch Kopfschmerz, eine häufige Folge von Müdigkeit. Denn **Berson Gummiabsätze** und **Gummisohlen** schützen den Körper und das Nervensystem vor den ständigen Erschütterungen, welche bei harter Lederbesohlung nicht zu vermeiden sind. Beachten Sie daher in Ihrem eigenen Interesse den Grundsatz: Keine Schuhe ohne **Berson!**

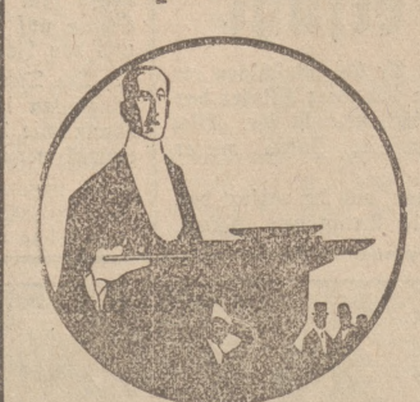
BERSON

Ist angenehm zu tragen, dauerhafter und billiger als Leder.

Dom Ludowy - Volkshaus

Królewska Huta **Gewerkschaftshaus**

Treffpunk aller Gewerkschaftler und Genossen



Angenehmer Familienaufenthalt - Musikalische Unterhaltung - Gesellschafts- und Versammlungsräme vorhanden

Gutgepflegte Biere u. Getränke aller Art

Vortrefflicher Mittagstich

Reichhaltige Abendkarte

Um gefl. Zuspruch bittet

die Wirtschaftskommission

I. A.: W. Zelder



Werbet ständig neue Leser für den „Volkswille"!

Ost-Oberschlesische Heimat

Der Abreißkalender für den Heimatfreund für das Jahr

1929

52 Wochenbilder aus Oberschlesien
Landschaft - Industrie - Volkskunst

Preis 5.— Złoty

Zu erwerben in der Geschäftsstelle des Deutschen Kulturbundes Katowice, ul. Starowiejska Nr. 9/I und in allen Buchhandlungen

---

Das besten Aroma

für Milch- und Mehlspeisen, Saucen, Kakao, Tee, Puddings, Kuchen, Torten, Eis und als Zusatz zu solchen eingemachten Früchten, die nur ein schwaches Aroma haben, wie z. B. Apfelgelee, Marmelade etc. ist

Dr. Oetker's Vanillin-Zucker

Hiermit kann man den Speisen und Getränken auf die einfachste Weise den feinen Vanille-Geschmack und das köstliche Vanille-Aroma geben. Vielfach wird nun sog. Vanillin-Zucker zu vielleicht etwas billigerem Preise angeboten, der jedoch einen so geringen Vanillin-Gehalt hat, daß Geschmack und Aroma schon beim Lagern in den Geschäften sich verflüchtigt hat.

Man achte daher beim Einkauf darauf, daß man nur

Dr. Oetker's Fabrikate

mit der Schutzmarke

„Oetker's Hellkopf"

erhält.

OETKERS HELLKOPF



das Millionen kritischer Hausfrauen jahraus, jahrein und immer wieder gern gebrauchen — das muß schon etwas besonderes sein! Sie finden es in Persil, jenem wundervollen Waschmittel, das in den 20 Jahren seines Bestehens einen geradezu beispiellosen Siegeslauf um den Erdball genommen hat, und dessen Freundeskreis sich Tag für Tag erweitert!

Der grösste Fachfortschritt der Neuzeit.

so urteilt ein hervorragender Fachwissenschaftler über Persil. Und in der Tat — es gibt kein Waschverfahren, das so viele außerordentliche Vorteile bietet wie die Persilmethode, und es gibt kein Waschmittel, das besser sein könnte als Persil! Persil ist das ideale Universal-Waschmittel für alles, was waschbar ist! Es ist so, wie eine begeisterte Hausfrau schreibt: Waschmittel gibt es freilich viel, allein es gibt nur ein —

Persil.

Henkel

KANOLD

SAHNENBONBONS

von unübertrefflicher Güte

Zu haben in Zuckerwaren-Handlungen

General-Vertreter Jgnacy Spira

Kraków, Poselska 22.



Wir wollen nicht überreden, sondern überzeugen. Lassen Sie Ihre Drucksachen in der Druckerei „Vita" anfertigen u. Sie werden überzeugt sein! Saubere Ausführung! Rasche Lieferung! Billigste Preise!

„Vita" Naklad Drukarski

Katowice, ulica Kościuszki Nr. 29 - Telefon Nr. 2097



Inserate in dieser Zeitung haben Erfolg!